

Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos
Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos

randlos

Literaturmagazin

edition vier

vier

Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos
Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos Randlos

Winterausgabe 2021/2022

randlos

Literaturmagazin

Edition Vier



Liebe Studierende, liebe Dozierende, liebe Leser:innen,
Liebe Studierende, liebe Dozierende, liebe Leser:innen,

Liebe Studierende, liebe Dozierende,
liebe Leser:innen,

die vierte Ausgabe unseres literaturwissenschaftlichen Magazins ist in vielerlei Hinsicht eine besondere. Nicht nur, weil sie während der Corona-Pandemie zwischen etlichen Online-Meetings, verpixelten Gesichtern und schlechten Internetverbindungen entstanden ist, sondern auch, weil wir, die zweite randlos-Generation, mit dieser Ausgabe in die Fußstapfen der Gründungsredaktion treten. Mit der Übernahme des Zepters hat sich für das Magazin vieles verändert — denn wir haben direkt einiges auf den Kopf gestellt!

Mit dieser Ausgabe wollten wir nicht nur dem Design einen neuen Anstrich verpassen, sondern Euch eine Plattform bieten, auf der Ihr Eurer Kreativität freien Lauf lassen könnt. Uns haben zahlreiche Texte erreicht, ohne die unsere randlos nicht denkbar gewesen wäre. Tausend Dank an Euch alle, Studierende wie Dozierende, dass Ihr uns mit diesen witzigen und nachdenklichen Einsendungen so engagiert unterstützt habt. Durch Eure Mitarbeit war es uns als junges Redaktionsteam möglich, ein unbekanntes Terrain zu betreten und mit dieser wundervollen vierten Ausgabe der randlos zurückzukehren.

Viel Freude beim Lesen,
Eure randlos-Redaktion



Liebe Studierende, liebe Dozierende, liebe L
nen, Liebe Studierende, liebe Dozierende, li
ser:innen, Liebe Studierende, liebe Dozierend
Leser:innen, Liebe Studierende, liebe Doziere
be Leser:innen, Liebe Studierende, liebe Doz
liebe Leser:innen, Liebe Studierende, liebe Do
de, liebe Leser:innen, Liebe Studierende, lieb
rende, liebe Leser:innen, Liebe Studierende, l
zierende, liebe Leser:innen, Liebe Studierend
Dozierende, liebe Leser:innen, Liebe Stud
liebe Dozierende, liebe Leser:innen, Liebe Stu
de, liebe Dozierende, liebe Leser:innen, Liebe

Inhalt

Literarisches

Seven-Word-Stories __ randlos	7
Die weise Elefantin/ Eine Hommage an E. T. A. Hoffmanns <i>Haimatochare</i> __ Mareike Wienecke	8
Liebe D. __ Melanie Thiele	11
Ohne Titel __ Mascha Blach	18
Zuflucht __ Maike Ehmann	28
Legt mir eine Birne mit ins Grab __ Thomas Weber	31
Er und Sie __ Alicia Lippke	32
Einander nah __ Maike Ehmann	40
Abschied vom Berliner Blau __ Tanja Finke	48
Alltagskontakte- Medley __ Melanie Dick	50
Der Neler __ Ani Simeonova	54
Grenzen __ Hannah Butzke	55

Literaturwissenschaftliches

Das Geschlecht des Känguru/ <i>sex</i> und <i>gender</i> in Marc-Uwe Klings Roman <i>Die Känguru-Offenbarung</i> __ Hannah Butzke	20
»Tobend wurde er nach dem Toll- hause gebracht [...]«/Ein Essay zur Erzählerkonstruktion in E. T. A. Hoffmanns <i>Der Sandmann</i> __ Mareike Wienecke	26
Die Gesellschaft ein Schauplatz: Jakob Fabian als Flaneur der Zwi- schenmenschlichkeit in Erich Kästners Roman <i>Der Gang vor die Hunde</i> __ Maike Ehmann	60

Feuilletonistisches

Interview mit __ Matthias Lorenz	13
Interview mit __ Birgit Nübel	24
Interview mit __ Annette Antoine	35
Nichts ist Zufall, alles Fiktion/ Über die Lesung von Christian Kracht __ Mareike Wienecke	38
Auf der Suche nach einem Ausweg __ Jonathan Riedl	42
Neologismenflut mit Tiefgang __ Ella Henning	44
Würde ist kein Konjunktiv/das Docere, Delectare und Movere des Herrn von Schirach __ Melanie Dick	46
Wir glotzen alle in denselben Himmel/Zwischen Morgenland und Abendland, Fieber und Sterngu- ckerei ist irgendwo die Realität verloren gegangen __ Mareike Wienecke	52
Interview mit __ Steffen Röhrs	57

SEVEN-WORD-STORIES



Deine schlimmsten/besten Hausarbeits-Erlebnisse

»Zeit ist der Feind einer vorgegebenen Frist.«

- miss_appear

»Die Einleitung, der Hauptteil und der Schluss.«

- b.offischel

»Am Ende war plötzlich die Formatierung verrutscht.«

- annika__149

»Immerhin hab' ich schon das Deckblatt erstellt.«

- lu.ko.7

»Kopf voll, Blatt klein, Hand zu langsam.«

- miss_appear

»So sauber war die Wohnung noch nie.«

- mara_irrlicht

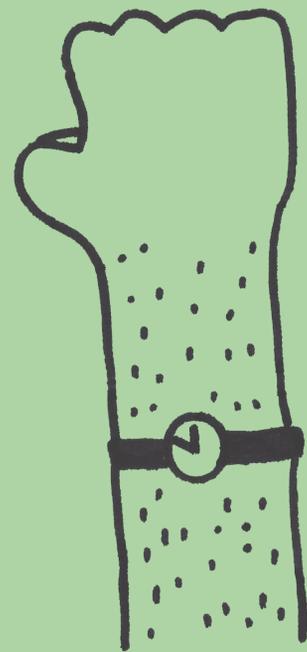
»Jetzt nur noch kürzen! Welch fataler Irrtum.«

- melanienadia2

»Abgeschickt, dann bemerkt: Autor durchweg falsch geschrieben.«

- miss_appear

Sigmund Freud!
Freud!

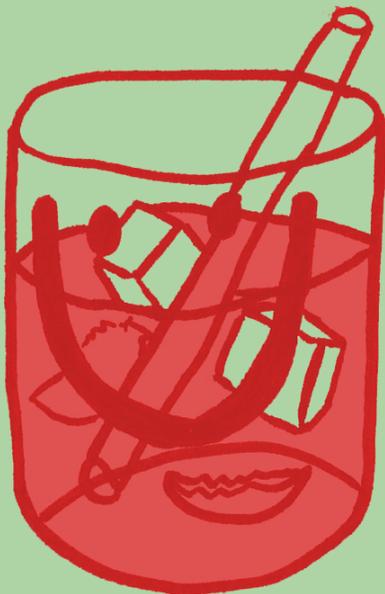


Der perfekte Sommertag

- »Na ja, halt ein Bierchen und Sonne.«
- b.offischel
- »Sonne und der Geruch von frischer Minze.«
- lu.ko.7
- »Im warmen Regen laufen, danach Erdbeereis kaufen.«
- anonym
- »Das Meeresrauschen beim Lesen eines Buches hören.«
- anonym
- »Blicke raus: »Nice«. Leg mich wieder hin.«
- anonym
- »Uni ausfallen lassen und zum See fahren.«
- anonym
- »Sieht man, dass ich braun geworden bin?«
- miss_appear_



Sag uns, dass du Literatur studierst, ohne uns zu sagen, dass du Literatur studierst



- »Allen ist klar: Ich werde mal Taxifahrerin.«
- melaniet96
- »In jede Handtasche passen mindestens drei Bücher.«
- lina_pina97
- »Corona Highlight: Zoom Call mit Christian Kracht.«
- miss_appear_
- »Ich wünschte, Corona hätte einen allwissenden Erzähler.«
- b.offischel
- »2020? Ich warte noch auf die Katharsis.«
- sarah_nachname
- »Es Kracht bei Mann im Blauen Engel.«
- miss_appear_
- »Am Ende fehlen immer noch 20 Seiten.«
- mara_irrlicht
- »Gegenwart? Darüber habe ich mal etwas gelesen!«
- _lina_lea_
- »Lolita dem Faust, dem Vorleser seine Deutschstunde.«
- anonym

Die weise

Eine Hommage an
E.T.A. Hoffmanns
Haimatochare

Elefantin

Irgendwo in Asien, im Juni 18***

Mein werter Freund,

sicher haben Sie vernommen, dass ich mich derzeit auf einer Reise befinde, die die Erwartungen eines jeden unserer ehemaligen Studienkollegen überträfe. Die Pflicht hat mich in diese Lande geführt — leidig, wie ich zu Anfang annahm —, doch die Faszination hält mich nun hier, als hätte eine Zauberin einen Bann über mich gesprochen. Wie ich schon in zahlreichen Papieren, die ich an diverse Zeitungen schickte, schilderte, sind die Umstände dieses Reiches, das sich Arkadien nennt und das nicht, wie die Professores noch vor einem Jahr mir erklärten, vor den Küsten Italiens zu finden ist, von außerordentlicher Wunderbarkeit. Wie ein von mir sehr geschätzter Autor bereits schrieb, ist das Wunderbare das, was der Verstand nicht zu fassen in der Lage ist und was ihn dennoch umso mehr umtreibt.

Sie fragen sich sicher, was dieser flausige Kerl mit seinen Gespinnsten nun wieder ausgeheckt hat, doch ich versichere, dass es mir um eine gar ernsthafte Angelegenheit bestellt ist.

Schon bei meiner Ankunft am Hofe der Königin Trachala, deren Name in der Sprache der Arkadier »Gutmütigkeit« verheißt, wurde mir einiges Sonderliche gewahrt. Mein Gefährte, der werthe Herr von Stein, den sonders kein Sturm zum Wanken bringen vermag, stolperte gar unelegant aus der Kutsche, als ein riesiger majestätischer Pfau seinen Schnabel benutzte, um die Türe ihm zu öffnen. Ich muss gestehen, dass mir selbst der Munde weit offen blieb, als ich noch allerlei anderes Getier herum-schnattern, -hüpfen, -fliegen und -quaken sah, die allerlei menschliche Arbeit verrichteten und dabei munter sich zu unterhalten schienen — darwohl jeder in seiner eigenen Sprache. Die Königin, die uns zum Abendessen bestellt, erhoffte ich, würde uns diese Sonderlichkeiten erklären, aber was erstaunte ich, als ich des Abends, die Sonne versank hinter den glänzenden Mauern des Palastes, in den Saale trat und dort ein weiser Elefant unsere Aufwartung verlangte! Der Herr von Stein fiel gar in Ohnmacht wie eine zu eng geschnürte Dame des Hofes und konnte nur durch allerlei strenge Gewürzpasten, die die Dienerinnen herbeibrachten, und gutes Zureden wieder

erweckt werden. Die Elefantin, die niemand andere war als die Königin Trachala, wies uns mit ihrer Nase Plätze zu ihrer Linken und war dabei äußerst elegant, während die Kinder, zwei aufgeweckte Schlingel von Menschengröße, zu ihrer Rechten tollten. Trachala erwies sich überdies als angenehme und geistreiche Gesprächspartnerin, die einiges über ihr Wunderreich und andere Menschengeschlechter zu erzählen wusste. Gar trunken war ich von dem würzigen Wein, der ein um's andere Mal gereicht wurde, und umso lustiger unterhielten wir uns.

Bis die Trachala uns einen kleinen Mann vorstellte, der seiner Flöte, einem Instrument, wie es wohl an keinem anderen Ort zu finden ist, gar wunderliche Töne entlockte und uns stille hören ließ. Es mag an den Düften und dem Weine gelegen haben, doch mir ward ganz leicht und urplötzlich hatte ich das Gefühl, durch den Raum zu schweben und auch Trachala schien sich vom Boden abzuheben und unter der Decke des Saales zu tanzen. Dies ging so eine ganze Weile. Am Morgen erwachte ich höchst zufrieden in einem weichen Berg von Kissen und Decken und die Morgensonne lachte herein durch seidige Vorhänge und schickte ein lustiges Windlein, mir den neuen Tag zu verkünden.

Seit diesem Tage sind nun einige Wochen vergangen und nun schreibe ich dir, lieber Freund, weil ich weiß, dass du einiges an Rätseln und Geheimnissen findest und du nichts Wunderbares annimmst, als ehe du weißt, wie es vor sich geht. So lass mich dir erzählen, dass das Flötenspiel des Mannes noch einige Male erklang und immer das Gefühl des Schwebens sich einstellte. Immer war dies abends und immer in Verbindung mit köstlichem Weine. Eines Tages dachte ich mir, ich will einmal sehen, was wirklich zugeht, und vermied den Wein, der mir doch als ein verstärkender Faktor aufkam. So trank ich den Abend keinen Schluck, es war nun gerade gestern, und schüttete den Trunk stattdessen in eine Vase, neben der ich mich geschickt platzierte. So erwartete ich das Flötenspiel. Es dauerte nicht lange und die dünne Gestalt mit dem Turban erschien — doch war es kein Mann, sondern eine Schlange, die mit riesigen Augen einen nach dem anderen

hypnotisierte und ihnen Geheimnisse über ihr Hab und Gut entlockte! So kam nun auch ich an die Reihe und musste mich verstellen, sodass sie nicht merke, dass ich keineswegs hypnotisiert war. Die Königin Trachala, die ich als Gutmütige kennengelernt, war im Übrigen ebenfalls nicht in Trance verfallen, sondern lauschte aufmerksam allem, was die Schlange erfragte.

Die Fragen, die sie mir stellte, waren ganz eigentümlicher Natur und ich fragte mich meinerseits, welcher Sinn sich daraus wohl ergebe. Sie fragte nach einem Buch, das wohl ein Magicus geschrieben und das ich nie im Leben gesehen, selbst der Name des Magicus war mir gänzlich unbekannt. Des Weiteren suchte sie einen Schlüssel, der ein geheimnisvolles Tor öffnen sollte, doch auch davon hatte ich nie gehört. Ich muss zu meinem Leidwesen gestehen, dass ich gar ungalant vor mich hin stotterte (ich hätte lieber gar nichts sagen sollen), doch der Schlange schien Genüge getan und sie ließ ab, als ich keine rechte Antwort geben konnte.

Sie befahl nun allen, ihre Schlafgemächer aufzusuchen und mit unglaublicher Sicherheit stand mein Freund Herr von Stein auf und watschelte hinaus. Ich tat es ihm gleich und hoffte, dass mein Wachzustand nicht auffiele. Doch anstatt die großzügige Treppe hinaufzugehen, blieb ich und wartete des Gesprächs, das sich unweigerlich zwischen Königin und Schlange entspinnen musste. Und wie wurde mir, als sich herausstellte, dass ich wohl der Urenkel eines mächtigen Magicus wäre, der einst dieses Königreich verwunschen und für niemanden sichtbar inmitten des Kontinents versteckt hatte! Nur ein Verwandter seines Blutes sei in der Lage, dieses Reich zu finden, und nur derjenige, der direkter Linie entsprang, wisse, wo der Schlüssel sich befinde, der sie endgültig wieder freiließe!

Unruhig legte ich mich zu Bette und schreibe nun, in Verzweiflung, Dir, um etwas Erhellendes darüber zu erfahren.

Grüße, Eduard

Irgendwo in Asien, im Juli 18***

Mein werter Freund,

Ich vergaß vollkommen, dass Du keine Möglichkeit hast, einen Brief an mich zu senden, dass es keine Möglichkeit gibt, ihn mir zuzustellen, da das Reich der Elefantenkönigin Trachala von keinem Menschen außer mir erreicht werden kann! Sieh nun meine Verwirrung, die mich veranlasste, trotz diesen Umstandes um Antwort zu bitten! Es haben sich einige neuerliche Umstände ergeben, die mich hoffen lassen, dass der Spuk, der mich nun hier über Wochen schon festhält, ein baldiges Ende findet! Ich ergab mich wiederum der Hypnose, in der scheinbar etwas Großes herausgekommen ist, denn seit einigen Tagen spielte die Schlange uns nichts mehr vor. Ich fragte einige Male, was geschehen sei, ob der lustige Mann mit dem Turban wiederkäme, doch die Trachala wich mir aus, und auch sonst war sie sehr schweigsam, wenn auch nicht weniger feierlich.

Ich spüre nun, dass etwas unweigerlich sich nähert und dass etwas Großes auf uns alle wartet!

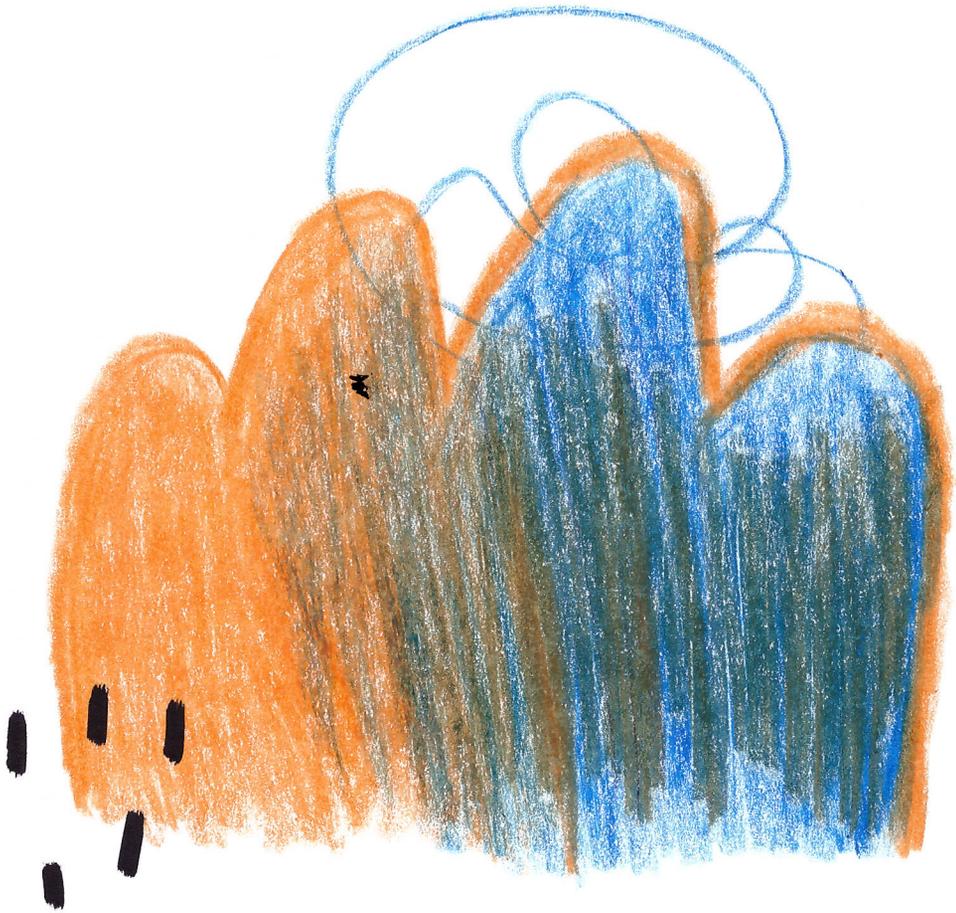
Grüße, Eduard

An dieser Stelle enden die Briefe, die Eduard seinem Freund aus Arkadien schickte. Es wurden jedoch einige seltsame Erzählungen aus Asien von seinem Begleiter Herrn von Stein, einem genügsamen Mann, überbracht, die an seiner Intelligenz zweifeln lassen.

Eduard sei, wie von der Königin gefordert, mit ihr in den Garten gegangen und dort habe die Elefantendame ihm kurzerhand den Bauch aufschlitzen lassen. In seinem Inneren, so Herr von Stein, hätte sich ein Schlüssel befunden, groß und golden, der von dem Rüssel sanft entnommen und in das vorgesehene Schlüsselloch eines festen Tores gesteckt worden war. Ohne Probleme hätte sich der Schlüssel gedreht und die Tiere seien laut kreischend in die Nacht entschwunden. Doch weil sie das Buch des Magicus nicht besessen, hätten sie daraufhin allesamt ihre Sprache verloren und sich nicht mehr verständigen können.

Was von dieser Geschichte zu halten sei, möge der geneigte Leser mit sich selbst ausmachen.

Du nistest Dich ein



Und ich hoffe, dass Du gehst, für immer, irgendwann

Liebe D.,

Du nimmst nur. Du gibst nie.

Du nimmst Freude, Glück,

Freunde, von allem ein großes Stück.

Das Leben.

Du nimmst Farbe, Leuchten,

Heiterkeit, Lachen.

Vom Menschsein die schönsten Sachen.

Du reißt es an dich. Manchmal zaghaft, mal mit voller Wucht,

Du bist wie eine Sucht.

Du nimmst die Hemmungen,

Schmeichelst Dich ein.

Man denkt, man würde man selbst sein.

Doch Du sitzt im Kopf,

Säst Zweifel und Hohn.

Du besetzt gebietend einen schwarzen Thron.

Liebe D.?

Du nimmst mir Freude und Glück.

Freunde, von denen ein großes Stück.

Du nimmst mir meinen Vater,

Nicht komplett.

Doch was ist ein Leben wert,

Gelebt nur im Bett?

Geplagt von den eigenen Gedanken,

Von Zweifel und Hohn.

Sag mir D., wie gelingt Dir das

Verschlingen von diesen Dingen,

Vom Lebensfrohen?

Unersättlich scheinst Du zu sein,

Dank Dir ist es dunkel,

Du nistest Dich in ein.

Heimkommen ist zehrend,

Eine Tortur.

Ich würde gerne helfen,

Es ändern, doch wie nur?

Was stellt dich zufrieden, D.? —

Ich fürchte, nie genug.

Du willst jeden Atemzug.

Liebe D.!

Du nimmst nur? Nein, mir gibst Du auch —

Ich nehm' es mir!

Mein Licht gehört nicht Dir.

Ich sehe Dich zwar, denn Du bist

Präsent, immer da.

Und ja, ich nehme Dich wahr.

Doch inzwischen kenne ich Dich ziemlich gut,

Dir schenke ich nicht einmal mehr meine Wut.

Ich lass' Dich nicht rein, nur an mich ran.

Und ich hoffe, dass Du gehst,

Für immer, irgendwann.

Doch bis dahin wirst Du mir

Geben!

Etwas, was Du sonst nimmst:

Die Liebe zum Leben

Zyklische Anfälle versucht er

Bildungsgluckenstoppfung

Zyklische Anfälle versucht er

Bildungsgluckenstoppfung

Interview

Interview für das randlos-Magazin

Ein Interview mit: MATTHIAS LORENZ

Herr Lorenz, Sie als Literaturwissenschaftler sind stets mit kanonischen Texten konfrontiert. Erinnern Sie sich an einen Text, den Sie als besonders kräftezehrend empfunden haben?

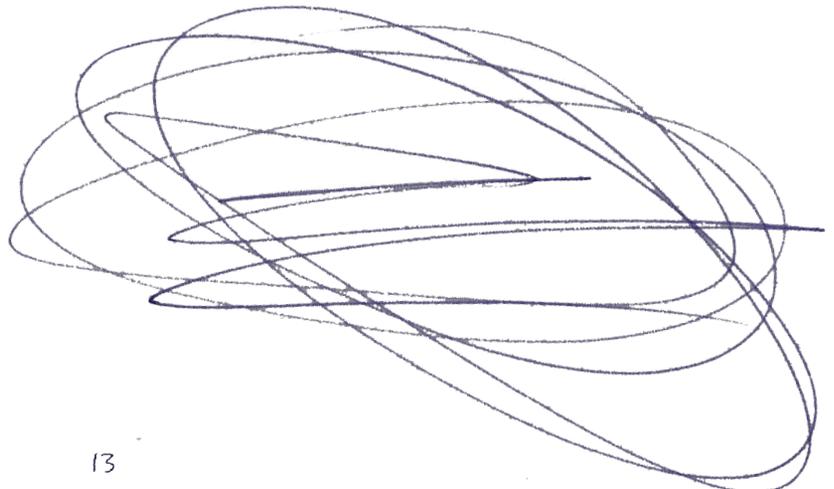
Ich habe sehr viele Lektüren in meiner Lesebiografie als anstrengend empfunden — manchmal aus Überforderung, nicht selten aber auch, weil mich eine allzu simple oder ideologische Machart oder ganz einfach der Jargon geärgert hat. Beides kann ich dem Text, den ich jetzt nennen muss, nicht vorwerfen: Marcel Prousts *Eine Liebe Swanns*. Mein Problem ist allerdings: Weggelegte Lektüren pflege ich umgehend durch Vergessen zu bestrafen. Ich habe keine Erinnerung mehr an die konkrete Lektüresituation und mein Scheitern.

Haben Sie schon vor der Lektüre damit gerechnet, dass dieser Text Sie an Ihre Grenzen bringen wird, oder sind Sie sogar mit einer gewissen Vorfreude gestartet?

Mein Exemplar kam 2004 als Lizenzausgabe der *Süddeutsche Zeitung Bibliothek — 50 große Romane des 20. Jahrhunderts* heraus. Das ist keine vorzeigbare zitierfähige Ausgabe, sondern eine ebenso hübsche wie billige Leseausgabe, die damals in den Bahnhofsbuchhandlungen stand. Also muss ich das Buch wohl aus Interesse gekauft haben, wahrscheinlich halb als Urlaubslektüre, halb in einem zyklischen Anfall versuchter Bildungslückenstopfung.

Können Sie sich daran erinnern, was das Fass zum Überlaufen brachte, sodass Sie den Text (vorerst) abbrechen bzw. unterbrechen mussten?

Nein, s.o. Aber auf S. 94/95 steckt noch das Lesezeichen. Es ist ein A5-Faltblatt mit der »Vorhersage für den westlichen und mittleren Nordalpenbereich« vom 15. August 2005. (Es wurde Regen und oberhalb von 2550m auch Schnee angesagt.) Der Zettel markiert den Übergang der Seite 94 auf 95, über den sich das folgende Satzgetüm erstreckt:



»Er sah sofort, daß sie unter allen Umständen entschlossen war, keine Notiz davon zu nehmen, ja sich von der ihr zu Ohren kommenden Neuigkeit nicht tangieren zu lassen, nicht einmal dazu zu schweigen, sondern sie einfach nicht gehört zu haben, so wie wir es machen, wenn ein Freund, der einen Fehler begangen hat, in die Unterhaltung eine Entschuldigung einfließen läßt, die, nähme man sie einfach unwidersprochen hin, man gelten zu lassen schiene, oder wenn man vor uns den verpönten Namen eines Undankbaren erwähnt, und daß sie demzufolge, damit ihr Schweigen nicht nach Beistimmung aussähe, sondern nur den Charakter des nichtwissenden Schweigens der leblosen Dinge hätte, aus ihrem Gesicht jegliches Leben, jegliches Bewegungsvermögen verbannt hätte; ihre gewölbte Stirn war nur mehr eine schöne Studie von einer Schädelbuckelung, in die der Name jener La Trémouille, bei denen Swann sich unaufhörlich aufhielt, nicht hatte eindringen können; ihre leicht gerümpfte Nase ließ eine Einbuchtung erkennen, die dem Leben nachgebildet zu sein schien.«

Das ist mir auch heute noch in jeder Hinsicht zu viel des Guten. Welch subtiler poetischer Zauber liegt dagegen in jener Wettervorhersage, die diesen Bandwurmsatz markiert, an dem meine Lese-lust offenbar gescheitert ist: »Von Norden her ziehen wieder dichtere Wolken auf.«

Haben Sie einen oder mehrere Texte tatsächlich nie beenden können?

Wer nicht? Nicht weiterlesen zu wollen gehört im Machtgefüge zwischen Autor:innen, Texten und Leser:innen zu den grundlegenden Freiheitsrechten der Letzteren. (Diese Erkenntnis entbindet allerdings nicht von der Pflicht, sich für Semindiskussionen durch Lektüre zu qualifizieren.)

Für welche Zielgruppe könnte der Text das perfekte Geschenk sein?

Für ebene jene Menschen, von denen der Roman handelt: Gelingweilte Geschöpfe mit zu viel Zeit und Standesdünkel, die sich darin gefallen, sich in Träumereien zu verlieren und noch in der letzten Plänkelei hauchfeine Unterscheidungen zu treffen. Alles legitim, ein Bildnis seiner Zeit in einem ganz bestimmten Sozietop, als Urlaubslektüre für mich aber offenbar nicht geeignet.

Interview für das randlos-Magazin

**Hier könnte
Dein Beitrag
stehen.***

*denn ohne Dich ist die *randlos* textlos

HIER AUCH

ODER HIER

Ich bin sprachlos.

Dabei gehört Sprachlosigkeit nicht zu meinen Talenten. Ich kann meine Gedanken rasen hören. Du redest am anderen Ende der Leitung weiter auf mich ein, aber meine Gedanken sind zu laut. Man hört sowas von berühmten Personen, zum Beispiel von dem Fußballer Christian Eriksen. Umgefallen, Ursache unbekannt. Aber er ist ein Fremder, ich kenne ihn nicht. Es tut mir leid für ihn und seine Familie, aber mein Interesse ist schwindend gering.

Ich fokussiere mich auf deine Worte am Telefon:

**KRANKENHAUS
VERDACHT AUF HERZINFARKT
OPERATION**

Du bist 25, schießt es mir durch den Kopf. Erst 25. Man hört so was nicht aus dem persönlichen Umfeld, andere Menschen haben so was, aber nicht wir. Es ist nichts, was uns passiert. Nichts, was dir passieren sollte.

Was genau passiert ist, weißt du nicht mehr. Ich bin froh darüber. Was danach passiert ist, weißt du zu genau. Ich wünschte, es wäre anders.

Du wirkst verwirrt, erschüttert und überrascht über die Situation. Die Späße, die wir vorher über alles gemacht haben, verlieren ihren Spaß. Plötzlich ist alles ernst.

Du bist tapfer, stark und verlierst selbst jetzt nicht deinen Humor. Du möchtest nicht, dass sich die Leute um dich sorgen.

Ich schweige.

Ich meine — wer rechnet denn mit solch einem Vorfall? Lachend haben wir uns vor dem Wochenende verabschiedet, zitternd telefonieren wir jetzt. Gleichzeitig fühle ich nichts, eine Leere hat sich in mir ausgebreitet. Ich kann es nicht benennen.

Langsam versuche ich, wieder mit dir zu reden. Automatisiert antworte ich, stelle Fragen, antworte wieder. Am Ende des Gesprächs lächle ich sogar und lache über einen schlechten Witz von dir.

Auflegen, Augen schließen. Einatmen, ausatmen, einatmen.

Ich würde gerne aufatmen.

Stattdessen breche ich kurz zusammen, weil mein bester Freund fast gestorben wäre, obwohl er doch noch massig Zeit zum Leben hat. Tränen fluten mein Gesicht, ich krümme mich und kann nicht mehr atmen. Mein Versuch, die Tränen zu stoppen, scheitert. Zitternd und mir die Tränen aus dem Gesicht wischend, versuche ich zu begreifen, was passiert ist.

Ich weine für deine Mama, deinen Papa und deine Freundin. Ich weine für mich. Aber vor allem weine ich für dich, weil ich weiß, dass auch du nicht so einfach damit fertig wirst.

Der Schock sitzt tief, ungläubig starre ich auf das Telefon. Und mein Herz klopft. Laut und stark und schnell. Auch wenn du nicht hier bist, weiß ich, dass du leuchtend und hoffnungsvoll bist. Und, dass du weitermachen wirst. Denn 25 Jahre sind schließlich erst ein Viertel des Lebens. Du wirst leben. Mit uns und mit der Krankheit.

Das Geschlecht des Kängurus

sex und gender in Marc-Uwe Klings Roman *Die Känguru-Offenbarung*

In Marc-Uwe Klings episodischem Roman *Die Känguru-Offenbarung* (2009) wird die Vorstellung von einem biologischen Geschlecht (*sex*) und einer Geschlechtsidentität (*gender*) aufgelöst und anhand einer Känguru-Figur als Konstruktion inszeniert. Im 20. Kapitel *Das Duale System* steht das Geschlecht des Kängurus im Fokus:

»Die Leute sagen, du hättest ja einen Beutel, würdest dich aber so männlich verhalten.«¹

Der hier angesprochene Unterschied zwischen den Kategorien *sex* und *gender* lässt sich mit der Literaturtheorie der Gender Studies verbinden, welche die These aufstellen, dass die Unterschiede zwischen »weiblichen« und »männlichen« Individuen gesellschaftlich und nicht biologisch bedingt sind und damit keine feststehenden Konstituenten darstellen.²

Diese Annahme wird von der Känguru-Figur aufgegriffen, indem es das biologische Geschlecht infrage stellt.³ Dies lässt eine Betrachtung in Verbindung mit Judith Butlers Text *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) als schlüssig erscheinen, da Butler nicht nur *gender*, sondern auch das biologische Geschlecht als gesellschaftliches Konstrukt betrachtet.⁴ Bereits Elisabeth von Thadden verweist auf den Zusammenhang zwischen Klings Text und Butlers Theorie.⁵ Des Weiteren lässt sich, der Argumentation Thomas Wegmanns folgend, die Känguru-Figur nicht nur hinsichtlich ihres Geschlechts analysieren, sondern auch als handelnde Tier-Figur innerhalb eines literarischen Textes, da sich das Känguru wie ein menschlicher Mitbewohner sprachlich äußert.⁶ In diesem Kontext bietet sich angesichts ihrer Beschäftigung mit der Bedeutung von Tieren sowie deren Beziehung zwischen Mensch und Tier eine Bezugnahme auf die Animal Studies an.⁷ Die Känguru-Figur lässt sich als Hauptfigur von Klings Romanen *Die Känguru-Chroniken* charakterisieren: Von Thadden wirft in ihrem Artikel bereits die Frage auf, inwiefern der Text auf realen Umständen basiert und ob das Känguru tatsächlich

existiert und bei Kling eingezogen sein könnte.⁸

Da das Känguru Teil der diegetischen Welt — Klings Text orientiert sich überwiegend an der realen Welt, nämlich an »dem Alltag seiner Wohngemeinschaft«⁹ — zu sein scheint, lässt es sich als »diegetisches Tier« kennzeichnen. Zudem fällt es in die Kategorie eines »phantastischen Tieres«, obwohl es teilweise in seinem Verhalten dem eines realen Kängurus ähnelt (es hüpfet beispielsweise, kann aber nicht rückwärts hüpfen).¹⁰ Vordergründig wird es allerdings als ein sprechendes Tier dargestellt, das eine Vorliebe für Schnapspralinen hegt, systemkritisch auftritt und eine Organisation namens »das Asoziale Netzwerk« gegründet hat.¹¹ Diese Eigenschaften, Ansichten und Verhaltensweisen rekurrieren auf ein phantastisches Tier, da die Känguru-Figur weit von einem realen Känguru abweicht. Interessant hieran ist, wie Wegmann ausführt, dass das Känguru aufgrund seines menschlichen Verhaltens vielmehr wie ein menschlicher Mitbewohner in tierischer Form wirkt.¹² Tobias Stark bezeichnet die Känguru-Figur als »vermenschlichte[s] Tier [...] [,das] etwas Entlarvendes hat.«¹³ Dieses »Entlarvende« zeigt sich in Form einer Systemkritik an der menschlichen Gesellschaft aus einer nicht-menschlichen Perspektive. Überdies manifestiert sich diese Annahme dahingehend, dass die Känguru-Figur als Akteur in Klings Texten auftritt. Wie dies konkret dargestellt wird, soll anhand des Kapitels *Das duale System* nachvollzogen werden: Der Schauplatz des Kapitels ist Hertas Kneipe, in der sich das Känguru, Marc-Uwe und Herta unterhalten.¹⁴ In dem Gespräch wird das Känguru als gleichberechtigter Gesprächspartner mit einem »Stammplatz«¹⁵ in der Kneipe dargestellt.¹⁶ Da das Känguru maßgebend für den Gesprächsverlauf erscheint, ist davon auszugehen, dass das Känguru als Akteur bezeichnet werden kann. So berichtet es beispielsweise: Ich bin mal in die Umkleide von einem Nazi kegelverein eingebrochen und habe alle rechten Schuhe geklaut«.¹⁷ Die sprachlichen Äußerungen des Kängurus sind demnach nicht von Äußerungen seitens der menschlichen Figur Marc-Uwes zu unterscheiden, der auf die Aussage des



Kängurus antwortet: »Witzig [...] [...] Ich bin mal bei der SPD-Seniorenturngruppe eingebrochen und habe alle linken Schuhe geklaut.«¹⁸ Die Känguru-Figur kommt in Klings Texten also in einem ausgeprägten Maße zu Wort und steht den menschlichen Figuren auch bildungstechnisch in nichts nach, wenn es etwa über dieselbe Sprachbefähigung verfügt oder sich auch intensiv mit den Schriften Marx' und Engels' auseinandersetzt.¹⁹

Ein weiterer zu prüfender Punkt ist der des Eigenanteils durch die Tier-Figur im literarischen Werk. Dieser Aspekt wird in Klings Texten explizit aufgegriffen, aber auf verschiedenen Ebenen miteinander verbunden: So schreibt Kling in seinen Romanen über die Figur Marc-Uwe, der von dem Schreibprozess und der Entstehung der Romane, die die Lesenden zur Zeit des Lesens in der Hand halten, berichtet.²⁰ Stark charakterisiert Klings Texte als metafictional, da innerhalb der Texte der Eindruck erweckt werde, dass der Autor mit der Erzählerfigur identisch sei und somit mit einem Känguru zusammenlebe.²¹ Das Buch entsteht erst in der Erzählung des Buches, obwohl es bereits fertiggestellt ist: Dazu lässt sich ein eigenes Kapitel im zweiten Teil der Tetralogie *Das Känguru-Manifest* finden, das von der Titelvergabe des ersten Teils *Die Känguru-Chroniken* handelt.²² Auch in dem Buch *Die Känguru-Offenbarung* wird dieser Aspekt wieder aufgegriffen: Demnach schreibe Marc-Uwe nur das auf, »was wirklich passiert ist.«²³ Der Eigenanteil des Kängurus besteht darin, dass es als fester Bestandteil von Marc-Uwes Leben auch einen wesentlichen Anteil zu seinen Romanen beiträgt, in denen vom Känguru erzählt wird.²⁴ Außerdem macht Stark darauf aufmerksam, dass das Känguru selbst an den Romanen durch die kommentierten Fußnoten oder mit einem eigenen Nachwort mitschreibt.²⁵ In Klings Texten plädiert das Känguru sogar dafür, dass es durch seine Handlungen und seinen Charakter zum Erfolg der Romane beigetragen habe:

»Übrigens«, sage ich zum Känguru. »Jetzt, wo du dank mir berühmt geworden bist...« «. »Den Spieß kann man auch umdrehen«, sagt das Känguru.«²⁶

Damit nimmt die Känguru-Figur ganz wesentlich Anteil an der Textproduktion, obwohl es sich als ein phantastisches und auch fiktives Tier beschreiben lässt: Der Unterschied zwischen Fakt und Fiktion sei nicht klar, so Wegmann. Stark argumentiert dahingegen, dass es sich um ein »metafiktionales Spiel«²⁸ handele, innerhalb dessen sowohl »Fiktionssignale«²⁹ als auch »Authentizitätsfiktionen«³⁰ auftreten.³¹ Die daraus entstandene »realitätsnahe

>Als-ob-Welt« [...] ermöglicht [...] dabei einen besonderen Blick auf die Realität«.³² Somit ist die Funktion der Känguru-Figur innerhalb der Texte komplex gestaltet: Es stellt die nicht-menschliche, sondern tierische, aber systemkritische Stimme zu Marc-Uwes gemäßigttem Charakter dar, das sich in vielfältiger Form in Wort und Handlung gesellschaftskritisch äußert, indem es als Tier aus der Außenperspektive das Verhalten von Menschen »analysier[t], kritisch hinterfrag[t] und bewerte[t].«³³

Das Gespräch über das Geschlecht des Kängurus beginnt mit dem zu Beginn aufgeführten Zitat bezüglich der Diskrepanz zwischen biologischen Geschlechtsmerkmalen (Beutel) und männlich konnotiertem Verhalten.³⁴ Das Känguru reagiert darauf verständnislos:

»Nur weil ich einen Beutel habe, soll ich ein rosa Tutu anziehen und Wendy lesen, oder was? Soll ich mir ein Überraschungsei für Mädchen kaufen? Soll ich öfter mal heulen, wenn wir uns streiten?«³⁵

In der Aussage des Kängurus werden zahlreiche Klischees über »weibliche« Personen aufgeführt und mit einem kritischen Unterton versetzt. Die angesprochene Kritik bezieht sich auf das, was auch in den Gender Studies thematisiert wird: Die Geschlechtsidentität ist eine gesellschaftliche Konstruktion und rekuriert nicht auf das nach dem Schema der heterosexuellen Matrix dazugehörige biologische Geschlecht.³⁶ Demnach ist die Geschlechtsidentität eines Menschen frei wählbar und kann als individuelle Interpretation des Körpers erfolgen und darf laut Butler nicht der binären Geschlechterzuordnung folgen.³⁷

Im weiteren Verlauf des Gesprächs fragt das Känguru, warum es überhaupt wichtig sei, welches Geschlecht es habe und wie Marc-Uwe bisher darauf reagiert habe.³⁸ Marc-Uwe antwortet daraufhin, dass es versuche, »über-

kommene Geschlechter- und Rollenklischees aufzubrechen«.³⁹ An dieser Stelle wird der Grundgedanke der Gender Studies explizit formuliert, da diese mit der Analysekategorie »Geschlechtlichkeit als Genus«⁴⁰ und nicht wie die feministische Theorie mit Elementen wie »Frau« oder »Weiblichkeit« arbeiten und damit eine neue Forschungsrichtung einschlagen.⁴¹ Butler geht mit ihrer These eines konstruierten biologischen Geschlechts weit darüber hinaus. Die Känguru-Figur argumentiert in dem Gespräch an Butlers Ausführungen anschließend: Immer dieser Biologismus. Vielleicht habe ich mir den Beutel ja nur angetackert." Die

„Nur weil ich einen Beutel habe, soll ich ein rosa Tutu anziehen und Wendy lesen, oder was?“



Känguru-Figur argumentiert in dem Gespräch an Butlers Ausführungen anschließend: »[I]mmer dieser Biologismus. Vielleicht habe ich mir den Beutel ja nur angetackert.«⁴² Damit stellt es sein eigenes biologisches Geschlecht als Konstruktion dar und widersetzt sich der Vorstellung des Geschlechts als »vordiskursive, anatomische Gegebenheit«.⁴³

Den Überlegungen Butlers folgend, werden die Geschlechtsidentität und das biologische Geschlecht der Känguru-Figur durch die Aussage der Känguru-Figur selbst als Konstruktion entlarvt. Werden diese Überlegungen nun auf die Känguru-Figur konkret angewendet, lässt sich daraus schlussfolgern, dass der anatomische Körper des Kängurus durch das Merkmal des Beutels in die diskursiv geschaffene Kategorie »weiblich« fällt, da nur »weibliche« Kängurus einen Beutel zum Aufziehen der Babys besitzen. Jedoch stellt dies laut Butler lediglich eine kulturelle und in diesem Fall vom Menschen auf Tiere übertragene Konstruktion dar.⁴⁴ Das davon abweichende Verhalten, welches als »männlich« beschrieben wird, bildet keinen Widerspruch, wie er in Klings Text formuliert wird.⁴⁵ Das Argument, dass das Känguru ja einen Beutel besitze und sich demnach auch »weiblich« verhalten müsse, dekonstruiert das Känguru durch die Aussage, dass der Beutel einen praktischen Nutzen hätte und nicht auf sein Geschlecht oder seine Geschlechtsidentität zurückgeführt werden könne.⁴⁶ Mit dieser Erklärung wird der Standpunkt, dass biologistische Vorstellungen überholt und aufgebrochen werden müssen, da sie nicht haltbar sind, untermauert. Am Ende des Kapitels stellen sich sowohl das Känguru als auch Marc-Uwe gegen die Einordnung von Individuen in Kategorien, indem sie weder die Toilette mit der Aufschrift

»»Ossis««⁴⁷ noch die mit der Aufschrift »»Wessis««⁴⁸ benutzen, sondern nach draußen gehen und »gegen ein Plakat«⁴⁹ urinieren. Interessant ist, dass Butlers Theorie auf eine Tier-Figur und nicht auf eine menschliche Figur in Klings Text übertragen wurde. Daraus lässt sich allerdings in Kombination mit den Literary Animal Studies das Ausmaß des hohen Stellenwertes von Tieren erahnen: Tiere könnten demnach nicht nur als solche analysiert und in den Fokus der Untersuchungen gestellt werden, sondern auch auf ihr biologisches Geschlecht und ihre Geschlechtsidentität untersucht und in Zusammenhang mit den Wechselwirkungen zwischen realen und literarischen Tieren gestellt werden. Darüber hinaus könnten die Vorstellungen von biologischem Geschlecht und Geschlechtsidentität als kulturelle Konstruktionen auf Tiere angewendet werden, woraus sich neue Überlegungen bezüglich Identität von Tieren als Ergebnis von diskursiven Strukturen ergäben, die bislang nur in Bezug auf Menschen gedacht wurden.⁵⁰

Die Analyse hat gezeigt, dass sich das Känguru als diegetisches und phantastisches Tier charakterisieren lässt, welches zwar menschliche Eigenschaften innehat, sich aber dennoch durch sein Dasein als Tier gesellschaftskritisch als außenstehende Partei äußert und einen Gegenpart zu der Figur Marc-Uwe darstellt.⁵¹ Des Weiteren hat sich herausgestellt, dass in Klings Text die Auflösung des Geschlechts und der Geschlechtsidentität des Kängurus erfolgt, wie sie auch selbst vom Känguru gefordert wird.⁵² Demnach gestaltet sich die Identität der Känguru-Figur wesentlich komplexer, da Konstituenten wie biologisches Geschlecht und Geschlechtsidentität dafür nicht mehr herangezogen werden können.⁵³



CH
LES
SE

NICHT

FÜR

GEHT.

Interview für das rand- los-Magazin das randlos-Magazin

Ein Interview mit: Birgit Nübel

Frau Nübel, Sie als Literaturwissenschaftlerin sind stets mit kanonischen Texten konfrontiert. Erinnern Sie sich an einen Text, den Sie als besonders kräftezehrend empfunden haben?

Ja, nicht nur an einen; auf meiner literarischen To-do- bzw. To-read-Liste steht nach wie vor *Ulysses* von James Joyce; von Marcel Prousts *À la Recherche du temps perdu* habe ich bislang *Eine Liebe von Swann* nur auf Deutsch gelesen, auch war mir lange Zeit nicht klar, dass Madelaine keine Frau ist, sondern ein Gebäck. Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* habe ich erst recht spät gelesen, da war ich schon promoviert und brauchte ein Thema für meine Habilitation. Die Lektüre war anstrengend, aber nicht kräfte-, sondern eher zeitraubend; aus den geplanten sechs Jahren ist dann doch nichts geworden; habilitiert habe ich über die Essays bzw. eine Auswahl davon. Den *Mann ohne Eigenschaften* lese ich immer noch – mit wachsendem Vergnügen.

Haben Sie schon vor der Lektüre damit gerechnet, dass dieser Text Sie an Ihre Grenzen bringen wird, oder sind Sie sogar mit einer gewissen Vorfreude gestartet?

Mhm, seit ich denken kann habe ich gerne und viel gelesen. Dass *Ulysses* irgendwie wichtig ist, mindestens wie Bob Dylan, muss ich irgendwo aufgeschnappt haben; vielleicht in der Schule? Eher von Freund:innen, wir haben damals alle viel gelesen, es gab ja noch kein Internet. Und alles, was Spaß machte, war irgendwie verboten. Freud habe ich nur zufällig entdeckt, die Studienausgabe stand in der Mietwohnung über unserer draußen auf dem Gang, denn die Studienausgabe des Bibliothekars passte wegen der Dachschrägen nicht in seine Wohnung. Auf Marcuse (*Eros and Civilisation*)/die Frankfurter Schule muss ich irgendwie von alleine gekommen sein. Norbert Elias (*Der Prozeß der Zivilisation*) wurde mir von meinem Geschichtsleistungskurslehrer empfohlen. Aber Joyce? Vielleicht im Englischleistungskurs? Aber da haben wir »nur« Shakespearean Sonnets und *Macbeth* gelesen und Orwell (1984, *Animal Farm*). Es gab irgendwie keinen Kanon, weder Zwang noch Gebot, oder ich habe keinen bemerkt; es wurde die *BILD*-Zeitung analysiert, Günter Wallraff, Perry Rhodan und immer wieder Brecht. Virginia Woolf und Simone de Beauvoir habe ich aus Interesse gelesen, den *Ulysses* immer wieder in den Rucksack, später den Koffer, gepackt und nach dem Urlaub ungelesen wieder nach Hause getragen.



Können Sie sich daran erinnern, was das Fass zum Überlaufen brachte, sodass Sie den Text (vorerst) abbrechen bzw. unterbrechen mussten?

Nein, ich weiß nur, warum mich der Roman interessiert hat: Es ist *der* Roman der literarischen Moderne, habe ich gehört, er bezieht sich (nicht nur) auf Homers Odyssee (MUSS MAN auch gelesen haben) und er schließt mit dem 140-seitigen, interpunktionslosem Monolog Mollys (in meiner Ausgabe, Seite 940-1015; wie komme ich auf 140? Im *Kindlers Literaturlexikon* ist von 40 Seiten die Rede, habe ich 100 Seiten draufgeschlagen, um mein Lektüreversagen plausibler erscheinen zu lassen?), das heißt davor, in meiner Ausgabe, 931 dünngedruckte Seiten perspektiviert auf die männliche Doppelfiguration Leopold Bloom/Stephen Dedalus. Ist mein innerer >Lesemann< (Marlene Streeruwitz) nicht geschmeidig/wissbegierig genug, um auch nur diesen einen Tag, den 16./17. Juni im Dublin des Jahres 1904, lesend — sitzend, liegend, schlafend wie auch immer — zu bewältigen?

Was hat Sie dazu veranlasst, dem Text eine zweite Chance zu geben und sich trotzdem durchzubeißen?

Nun, es soll ja eine neue Übersetzung geben, ich werde es noch mal versuchen. Mollys Monolog habe ich mir mittlerweile im Internet angeschaut, die Darstellerin saß dabei angezogen in der Badewanne, die Frisur hat mich etwas beim Zuhören gestört, immerhin, das ging besser als lesen ... Irgendwie hätte ich den ganzen *Ulysses* wohl geschafft, als Serie, mit Bernhard Minetti auf der Bühne und unter der Regie von Claus Peymann im Schauspielhaus Bochum, wie viele Wochen/Monate hätte ich durchgehalten? Den *Mann ohne Eigenschaften* gibt's ja als CD-/Remix-Ausgabe, vielleicht ja auch den *Ulysses*...

Welche Summe müsste man Ihnen bieten, damit Sie den Text noch ein zweites Mal lesen?

Ich lese nicht für Geld.

Für welche Zielgruppe könnte der Text das perfekte Geschenk sein?

So ein Geschenk würde ich als Zumutung für beide Seiten empfinden, dann schon eher selbstgeschriebene Lyrik. Ich verschenke eher selten Bücher, zum einen behalte und lese ich sie gerne selbst; alles Doppelte kommt in den Krabbelsack der NDL-Weihnachtsparty. Zum anderen hat das, zumindest wenn ich es tue, finde ich, irgendwie etwas Belehrendes, Aufdringliches, >Didaktisches< im Sinne von: Das solltest/müsstest du unbedingt gelesen haben ..., zumindest kommt es so an, denke ich. Ich mag es nicht, wenn andere ein schlechtes Gewissen Büchern gegenüber haben und ich mag selbst auch keins haben, freue mich aber riesig über Literatur-, Kino- und Theaterempfehlungen ;-)

Interview für das randlos-Magazin

Tobend wurde er

Ein Essay zur Erzählerkonstruktion in E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann*

Der homodiegetische, meist intern fokalisierte Erzähler der bekannten, 1816 erschienenen Novelle *Der Sandmann* von E. T. A. Hoffmann ist einer der Faktoren, die den Text interpretativ uneindeutig machen. Die Frage, wer dort »erzählt«, wird im literaturwissenschaftlichen Diskurs immer wieder gestellt. Der Einstieg, der aus drei fiktiven Briefen besteht, durch die zumindest die beiden Protagonisten selbst »zu Wort kommen«, lässt an vielen Stellen offen, ob das Geschilderte wirklich geschehen ist oder ob es dem Wahnsinn Nathanaels entspringt. Alexander Kosenina hat den Text bereits als Fallgeschichte eines traumatisierten Psychiatrie-Insassen interpretiert.¹ Doch lässt sich dies auch auf Ebene des Erzählers nachvollziehen?

Laut Tom Kindt »nimmt sich der anonym bleibende Rahmenerzähler [...] einige kreative Freiheiten«², ist jedoch »an das gebunden, was er erlebt hat oder in Erfahrung bringen konnte«³. Aus einem textreflexiven Verständnis heraus deutet sich in dieser Form der Einfluss von Hoffmanns Wirklichkeit an. Zwar ist es höchst problematisch, den:die Verfasser:in eines Textes in diesen »hineinzulesen«, allerdings ist literaturhistorisch bekannt und auch in einschlägiger Literatur aufgegriffen worden, dass Hoffmann selbst psychiatrische Kliniken besuchte und sich mit deren Insassen auseinandersetzte,⁴ was sicherlich Eingang in seine literarischen Texte fand. Die Konzeption der Erzählung lässt sich nach Kosenina als »empathische [], medizinische [] Fallgeschichte«⁵ begreifen, wiederzufinden in der Form, die sich an den Phasen eines Traumas orientiert.⁶

Ohne den Erzähler mit Hoffmann identifizieren zu wollen, lässt sich die Erzählsituation bezogen auf einen ähnlichen Kontext, wie ihn Hoffmanns Leben aufmacht, lesen. Dass der Erzähler ein Kind seiner Zeit ist, zeigt sich auch in seinem Geständnis, dass ihn »eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt [...]«⁷ hat, sie aber gleichwohl in ihm »brennt«, woraus sich eine Prolepse auf den geschil-

den geschilderten Wahnsinn seines Protagonisten ergibt, in dem das Motiv des Feuers ebenfalls eine zentrale Rolle spielt (vgl. u. a. HS 38, 42). Die psychische Krankheit wird auf mehreren Ebenen »totgeschwiegen«: Zum einen von den Figuren, die sich scheuen, nach Nathanaels scheinbarer Genesung mit ihm über die Vergangenheit zu sprechen (vgl. HS 40), zum anderen von der inner- wie außertextlichen Gesellschaft, an deren Normen der Text Kritik übt.

Beginnend bei den bereits angesprochenen Briefen, die über die Vergangenheit Nathanaels, Claras und Lothars viel offenlassen und bereits einige Fragen aufwerfen (Begegnet Nathanael als Kind wirklich dem Sandmann? Sind Coppelius und Coppola ein und dieselbe Person?), die auch im weiteren Verlauf immer wieder aufgegriffen werden, deutet auch die suggerierte räumliche Trennung des Erzählers von den Protagonisten auf eine Interpretation als des an psychischen Erkrankungen interessierten Autors hin. Insbesondere das Ende der Erzählung drückt eine gewisse Distanz zu den Figuren aus, indem der Erzähler durch die Formulierung: »Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben« (HS 42) das Schicksal ebendieser schildert, ohne dabei einen direkten Interaktionsbereich aufzumachen. Dieser scheint dagegen zu Lebzeiten Nathanaels respektive dessen Studenzeit vorhanden zu sein und der Erzähler Anteil an Nathanaels Schicksal und Einsicht in dessen Gedanken zu haben, insbesondere der Situationen, die maßgeblich zur Entwicklung des Wahnsinns bis hin zum Suizid beitragen. Bereits der erste Satz seitens des Erzählers suggeriert eine Bekanntschaft mit dem »armen Freunde« (HS 17) Nathanael, die kurz darauf auch von der Bezeichnung Lothars als »Freund« (HS 19 – womit jedoch außer Frage auch die Freundschaft zu Nathanael gemeint sein kann) bestärkt wird. Er scheint zudem auch Einsicht in die Schriftstücke und Gedichte Nathanaels zu besitzen, die er ebenso wie Clara als »langweilig« (HS 23) bewertet. Dieser

nach dem

begegnet der Erzähler ebenfalls, es wirkt geradezu, als stünde sie, während er schreibt, direkt vor ihm, wenn die Erzählung unterbrochen wird, weil ihm »Claras Bild so lebendig [...] vor Augen [steht]« (HS 20), was sich in den Kontext eines Krankenbesuches, sei es von Clara in der Klinik oder vom Erzähler in Nathanaels Elternhaus, setzen lässt.

Die Zeit, die Nathanael in psychiatrischer Behandlung verbringt, bis er in seinem Elternhaus wieder erwacht (und in doppeltem Sinne »die Augen aufschlägt«, vgl. HS 39) wird bezeichnenderweise nicht mit Schilderungen seiner Behandlung gefüllt, sondern nimmt einen distanzierteren Blick auf die Auswirkungen der Automatenthematik in der Gesellschaft ein (vgl. HS 38-39), der den Erzähler wiederum als Teil dieser identifiziert.⁸ Der Kunstgriff der Auslassung gewährt an dieser Stelle weiterhin eine von Mythen geprägte, uneindeutige Lesart, während eine Schilderung der Behandlung Nathanaels vermutlich zu einer eindeutigeren Interpretation führte.

Die Wortwahl des Erzählers weist zudem darauf hin, dass er um Olimpias Automatenwesen weiß, ehe Nathanael dieses erkennt, sollte er es überhaupt erkennen. Nicht nur über die Eindrücke der anderen Gäste beim Ball, denen »etwas Abgemessenes und Steifes« (HS 31) an Olimpia auffällt, werden die puppenhaften Eigenschaften transportiert, sondern finden sich auch in der Verwendung des Konjunktivs, wenn es Nathanael ist, »als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen« (HS 31) »und in dem Kuss schienen die Lippen zum Leben zu erwärmen.« (HS 33) Wäre hier alleinig Nathanaels Eindruck geschildert, müsste dies unter Verwendung des Indikativs geschehen. Auch Worte, die Olimpias »künstlichen« Gesang (HS 31) beschreiben, oder Nathanaels Bestreben »immer wieder sie aufzuziehen« (HS 32), wobei »aufziehen« im doppeldeutigen Sinne ebenso für das Aufziehen der Automate (wie eine Spieluhr) steht, lassen den Eindruck eines unzuverlässigen Erzählers entstehen,⁹ ebenso wie es die Verschmelzung des Wetterglashändlers Coppola mit Coppelius suggeriert (vgl. HS 37: »Es waren Spalanzanis und des grässlichen Coppelius Stimmen [...]« anstelle der des eigentlich anwesenden Coppola). Unzuverlässig ist er in dem Sinne, dass er an vielen Stellen mehr zu wissen scheint, als die Figuren, und dennoch auf die Vermischung von den Gestalten Coppola und Coppelius eingeht, die eher der Psychose Nathanaels zuzuordnen ist.

Fraglich bleibt, wie so vieles, ob Nathanael als Betroffener sogar selbst von der psychischen Determination durch das Trauma weiß. Es gibt Momente, in denen er sich wirklich an Olimpias gänzliche Passivität und »Wortkargheit« (HS 36) erinnert, er selbst beschreibt ihren Einfluss auf ihn als »verklärend« (HS 33), erkennt zeitweilig, dass der Konflikt nur in »seinem Innern« (u.a. HS 28) stattfindet. Und schließlich statuiert der Erzähler, vielleicht in Ausübung seiner ärztlichen Pflicht: »Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden« (HS 40), ehe Nathanael als Konsequenz des nichtbehandelten Traumas in den Tod springt.¹⁰

Obwohl die beschriebene Lesart die mystische, fabelhafte Komponente der Erzählung in den Hintergrund rücken lässt, bleiben doch dunkle und schauerhafte Eindrücke bei den Leser:innen, die durch die Komplexität und nach wie vor nicht auflösbare Erzählsituation hervorgerufen werden. Die interne Lokalisierung resultiert möglicherweise aus einem Therapiegespräch, im Sinne der empathischen Fallstudie, möglicherweise auch daraus, dass Nathanael selbst es ist, der seine Geschichte erzählt.

T O I /
e s e n

gebracht

Zu flucht

Umhüllt von Trauer suchen sich Hände.
Lechzend nach Trost,
Auf Vergessen versessen.
Im Walten der Nähe
Auflösung bergen.
Kummervolle Hoffnung.
Auf das Suchen folgt ein Finden.

Zu flucht

Umhüllt von Trauer suchen sich Hände.
Lebend nach Trost,
Auf Vergessen versessen.
Im Weiten der Wälder
Aufgaben bergen.
Kummervolle Hoffnung.
Auf das Suchen folgt ein Finden.



MIR

LIEGT

EINE

BIRNE

MIT

INS

GRAB

Dieser Text erzählt von einem ehemaligen Maler- und Lackierermeister Herrn von Ribbeck auf Ribbeck. Er stammt aus dem Havelland, in dem zur Zeit der Herbst in der ständigen Rotation der Jahreszeiten den Ton angibt.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland ist ein gütiger Mensch und hat Zeit seines Lebens stets geteilt, was ihm zur Verfügung stand. Nun aber sieht er, als betagter Mann, das Ende kommen und macht sich Gedanken über die Zeit nach seinem Tod. Wie ließe sich die Güte auch nach seinem Ableben in der Welt erhalten? Dies nur seinen Nachfahren in die Hände zu legen, ist keine Option — und so trifft er selbst Maßnahmen, um über seinen Tod hinaus weiter zu wirken.

Pyrus communis

Er stand in seinem Garten und betrachtete voller Stolz seinen Birnenbaum. Sie war wieder gekommen, die goldene Jahreszeit, in der seine Birnen so hell erleuchteten, dass man sie auch von Weitem schnell erkannte. Ding, dong, bimmeling, bimmeling, es ist zwölf, Mittagszeit, holt eure Stullen raus, Essenszeit. Die Glocken schallen vom Kirchturm herüber, ding dong, bimmeling. Ribbeck von Ribbeck aus dem Havelland hört die Turmglocken schlagen und stopft sich schnell die Taschen mit den reifen Früchten voll. Die sogenannte Kulturbirne (*Pyrus communis*) verdankt ihren Namen der lateinischen Bezeichnung ›pirum‹, erstmals veröffentlicht 1753 von Carl von Linné. Die größten Birnenproduzenten im Jahre 2017 waren: China (16.410.000 Tonnen), Argentinien (930.340 Tonnen) und Italien (772.577 Tonnen).

»Lütt Dirn, kumm man röwer, ick hebb ne Birn.«
»Ja, geern.« Ribbeck von Ribbeck pflückt noch mehr Birnen und läuft zurück zum Gartenzaun. »Un du? Junge, wiste ne Beer?« »Ik ok!« Seit vielen Jahren verteilt unser Freund aus dem Havelland nun schon seine Birnen an die Kinder der Stadt und wird es auch noch viele Jahre so halten.

Ribbeck von Ribbeck schafft ein Vermächtnis. In einem Jahr allerdings, es ist wieder Herbstzeit, da merkt Ribbeck von Ribbeck, dass sein Stündlein bald schlagen wird. Drum lässt er verlauten: »Ich scheid nun ab. Legt mir eine Birne mit ins Grab.« (Eine Birne ins Grab? Wieso denn eine Birne?) Er zieht sich in sein Doppeldachhaus zurück und wird erst drei Tage später wieder gesehen, als sie ihn heraustragen.

Ein alter Mann aus kleinem Dorf besinnt sich eines Tages, eine große Reise zu unternehmen. Mit dem Schiff soll es gehen. Ja wohin denn? Egal wohin! All seine Kostbarkeiten nimmt er mit, packt sie in einen Koffer und ruft ein Taxi. »Vater, wohin willst du denn mit all den schweren Sachen?

Lass doch wenigstens den Schmuck von Mutter hier!« Die Kinder, sie weinen, en Unrecht is dat, sie trauern und verstehen nicht. He is dod nu, wer giwt uns nu ne Beer?

Der neue Besitzer des Gartens, Friedrich Ribbeck von Ribbeck, ist ein geiziger Mann. Er verteilt keine Birnen, lässt jede Güte vermissen, genau wie von unserem alten Freund vermutet. »Keine Widerrede, ich fahre und nehme von deiner Mutter mit, was ich will.« So zieht er los, besteigt in der nächstgrößeren Stadt (Hamburg) ein Schiff in Richtung Schweden und ist fort. Nach einer Woche erreicht den zurückgebliebenen Sohn und seine Frau ein Brief, der ihnen mitteilt, dass der geliebte Vater als verschollen gilt. Er habe das Schiff zwar bestiegen, es aber nie offiziell verlassen.

Vieles geht, manches bleibt.

»He is dod nu. Wer giwt uns nu ne Beer?« klagen die Kinder und haben die Rechnung doch ohne den alten Ribbeck von Ribbeck aus dem Havelland gemacht. Drei Jahre nach seinem Tod durchbricht etwas die Erde auf seinem liebevoll gestalteten Grab, es ist der Beginn eines neuen Lebens. Nach Jahren des Gedeihens und Wachsens stand ein Birnenbaum auf dem stillen Hause unseres Freundes, dessen Früchte heller erstrahlten als der mittlerweile verwelkte Baum seines Nachkommen. »Lütt Dirn, kumm man röwer, ick gew' di ne Birn« raschelt es zwischen den Ästen, »Wiste ne Beer?« raunen die Blätter.

So spendet Segen noch immer die Hand Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

ER

ER

ER

Er steht im Schatten der Straßenlaterne und blickt Richtung Himmel. Die Lichter der Stadt verschleiern das Blinken der Sterne, aber es beruhigt ihn zu wissen, dass sie trotzdem dort oben sind. Sie erinnern ihn daran, dass Menschen nicht verschwinden, nur weil sie gerade nicht in seiner Nähe sind.

Er vermisst sie.

Sie, mit den langen blonden Haaren und den Sommersprossen auf jedem Zentimeter ihrer Haut. Sie mit dem breiten Lächeln und den vielberingten Fingern. Und dem Duft nach Lavendel. Sie, die in den sozialen Medien nur Bilder von Blumen und ihrer Silhouette teilt. Sie, die morgens am liebsten grünen Tee mit Limone statt Kaffee trinkt und eine Schale kalte Milch für die Nachbarskatze vor die Tür stellt. Sie, die niemals unpünktlich kommt. Sie, die gerne alte Schwarz-Weiß-Filme schaut, seit ihr Vater gestorben ist. Sie, die ihren Freunden nicht erzählt, dass sie die gemeinsamen Spieleabende überhaupt nicht mag. Und sie, die den Abend heute lieber mit einem Glas Wein auf dem Sofa verbringt, als sich ihrem Freundeskreis beim Bowlen anzuschließen.

Er hatte sie das erste Mal auf dem Markt getroffen. Sie kam an seinen Stand und konnte sich bei der vielen Auswahl nur schwer entscheiden. Sie koche am Abend für jemand anderen, sagte sie, dabei könne sie gerade mal Nudeln mit Pesto zubereiten, ohne die Küche in Brand zu setzen. Er musste lachen. Als sich dann ihre Augen trafen, war es um ihn geschehen. Da stand sie nun vor ihm. **DIE EINE**, auf die er so lange gewartet hatte. Er schenkte ihr zwei Zucchini und ein Lächeln. Sie nahm ihren Einkauf, zahlte und ging.

Kurze Zeit später, er hatte sich schon gefragt, wann sie das Portemonnaie vermissen würde, das sie neben den Paprikas hatte liegen lassen, stand sie wieder vor ihm. Erleichtert, als sie ihre Geldbörse in seinen Händen sah.

Gott sei Dank, sagte sie auBer Atem. Und dann: Du bist mein Held. Wenig später verließ sie den Stand mit wehendem Haar. Er sah ihr lange nach, ein seliges Lächeln auf dem Mund. Nun wusste er ihren Namen.

Jetzt wäre er gerne bei ihr, würde sie gerne in seine Arme schließen, sie halten, sie küssen, sie lieben.

Würde gerne die Sorgenfalte zwischen ihren Augenbrauen mit dem Finger aus ihrem Gesicht wischen.

Etwas bewegt sich plötzlich neben ihm. Er wendet den Blick auf eine sich nähernde Gestalt. Sie geht zielstrebig auf ihn zu. Am Ende der Straße heult eine Sirene auf. Er erschreckt sich. Nein, das kann nicht sein, denkt er.

Blickt zum Fenster auf der anderen Straßenseite. Blickt wieder zur Person, die nun eindeutig ihre Schritte beschleunigt. Dann rennt er los.

Sie steigt aus der Duschkabine und greift sich ein Handtuch. Heißer Dunst verschleiert das winzige Bad. Der kleine Raum, die nassen Haare, die glänzende Haut – alles riecht nach Lavendel. Der Duft steigt aus dem gekippten Fenster in die milde Nacht hinaus. Eine kleine Lampe wirft schummriges Licht auf ihre dunklen Augenringe – und die Sorgenfalte über ihren braunen Augen. Sie wirft sich ein Nachthemd über und schnappt sich auf dem Weg ins Wohnzimmer ein Glas Wein aus der Küche.

Sie dachte an den Tag ihres ersten Dates zurück. Sie war sogar extra auf dem Markt einkaufen gewesen. Ihre beste Freundin war eine gute Köchin und hatte sie begleitet. Sie hatte Witze über ihre mangelnden Kochkünste gemacht – ihre Freundin hatte darüber etwas zu laut gelacht. Das hatte sie ein bisschen verletzt. Ihre Freundin machte sich gerne über andere lustig, die nicht fähig waren, ein Rezept zu befolgen. Nur war sie selten selbst Opfer der Sticheleien. In letzter Zeit hatte sich in ihrem Freundeskreis einiges verändert und sie wusste nicht, ob sie nach über zehn Jahren noch immer so gut zu den anderen passte. Sie stand deswegen für den Rest des Tages ein bisschen neben sich. Sie hatte sogar ihr Portemonnaie am Gemüsestand vergessen.

Der Verkäufer war so freundlich gewesen, es für sie aufzubewahren. Erst einige Tage später war ihr aufgefallen, dass das Foto fehlte, was sie stets ins hinterste Fach geschoben hatte. Es musste ihr im Trubel auf dem Markt aus der Tasche gefallen sein oder als sie einen Geldschein herauszog. Ziemlich ärgerlich – es war das einzige Bild, was sie und ihren Vater vor dessen Tod zeigte.

Er, ihr Date, ist trotz eines misslungenen Essens, oder gerade deswegen, zu einer festen Konstante in ihrem Leben geworden. Er, mit den eisblauen Augen und dem Grübchen am Kinn. Er, der sie immer wieder überrascht und an dessen Zuneigung sie nicht ein einziges Mal gezweifelt hat. Er, der sie besser versteht als jeder andere Mensch, dem sie bisher begegnet ist. Sie mag, wie das Sonnenlicht auf ihr Sofa im Wohnzimmer fällt und sein dunkles Haar zum Glänzen bringt. Sie schätzt seine ruhige Art und seinen Musikgeschmack.

Er lachte sie nicht aus, als sie ihm das erste Mal von ihren Ängsten berichtete. Von den Blicken, die sie ständig auf sich spürte, egal, wohin sie auch ging. Von den Briefen, die sie regelmäßig in ihrem Briefkasten fand. Von den Drohungen, die darauf geschrieben standen. Davon, wie jemand herausgefunden hatte, dass sie sich mit ihm traf. Dass sie glaubte, paranoid zu werden, weil sie ständig aus dem Fenster, hinter Türen, unter Bett und Sofa sah. Dass sie langsam Todesangst bekam.

Er ist nicht weit gekommen. Die sich nähernde Gestalt ist zu einem Mann mit dunklen Haaren geworden und hat sich bei seinem Fluchtversuch auf ihn geworfen. Er sieht zu ihrem Fenster, das er seit Monaten Tag für Tag und Nacht für Nacht beobachtet hatte. Sie steht im Wohnzimmer, die braunen Augen auf ihn geheftet. Sie beobachtet aufmerksam, wie sich die Handschellen um seine Handgelenke schließen. Er versteht nicht, wie sie ihm das antun kann. Sie versteht nicht, wie er ihr das antun konnte. Er wird zum Polizeiwagen geführt und auf den Rücksitz geschoben. Der Wagen fährt los, sie atmet auf. Der Polizist geht durch die Haustür und legt liebevoll seine Arme um sie. Es ist vorbei, flüstert er an ihrem Hals. Sie nickt und Tränen der Erleichterung laufen über ihre Wangen. »Es ist vorbei.«

SIE



In eine inhaltliche Buchwüste starren.

Interview für das rand- s-Magazin

Ein Interview mit: ANNETTE ANTOINE

Das randlos-Magazin

Ungelesene Klassiker

Es gibt natürlich so einiges, das noch ungelesen oder nur angelesen im Bücherregal steht. Kellers *Grüner Heinrich*, Doderers *Strudlhofstiege* und ... und ... und ... Mein »Klassiker« des Scheiterns und Nicht-Gelassen-Seins ist allerdings Jean Paul. Zu meinem größten Bedauern, ich habe die schöne Hanser-Ausgabe, er ist ein wichtiger Autor und steht für vieles, das ich schätze — Witz, Abgründigkeit, Reflexion, noch dazu ist er in meiner Lieblingsepoche tätig. Mit Genuss habe ich seine kürzeren Erzählungen gelesen, *Dr. Katzenbergers Badereise*, den *Fixlein*, *das Schulmeisterlein Maria Wutz*. Aber an den größeren Romanen bin ich gescheitert. Der Digressionsstil, ansonsten vertraut und geliebt, siehe Sternes *Tristram Shandy*, bei Jean Paul schafft er mich. Bestes Beispiel ist der *Siebenkäs*. Natürlich ist die Rede des toten Christus ein unglaublich toller Text und das Doppelgängermotiv Siebenkäs — Leibgeber spannend. Aber sich durch alle Blumen-, Frucht- und Dornenstücke zu quälen war mir nicht gegeben. Hier kam allerdings auch ein inhaltlicher Aspekt hinzu: Die penetrante Misogynie im ersten Teil, bei Schilderung der Eehölle des Siebenkäs, ist einfach nicht zum Aushalten. Natürlich, das soll vor allem Spießerkritik sein, aber ich kann es trotzdem weder mit Interesse noch mit Freude lesen. Da hilft auch die Aussicht auf die spätere Liebe zur idealisierten Natalie nicht weiter. Taugt womöglich als Geschenk für wen? Frauenfeindliche Ehekritiker? Vielleicht ganz allgemein: Nicht immer genügt das Den-muss-man-gelesen-haben-Attribut als Motivation bis zur letzten Seite. Manchmal gehen einen die Motive, das Sujet, die Figuren einfach nichts an, man findet keinen Zugang. Oder um es anders zu sagen: Da werden nicht meine Probleme und Themen verhandelt. Und wenn uns der Autor oder die Autorin kein Versprechen darauf macht, dass es noch etwas darüber hinaus zu entdecken gibt, ein Rätsel gelöst wird, eine Lebensfrage diskutiert wird, und wenn dann auch kein Esprit in der Gestaltung drin ist, warum sollte man weiterlesen? Zudem: Viele Klassiker kommen einem unendlich dick, auf schlechtem Papier und in einem lustlosen Zeichensatz daher. Man hat sie vielleicht zu billig erstanden. Die Aussicht, noch wochenlang in eine ästhetische und inhaltliche Buchwüste zu starren, nimmt einem dann die letzte Energie.

Wie bei Jean Paul gibt es allerdings noch einige weitere Klassiker, die ich mit nicht geringem Bedauern zur Seite gelegt habe, z.B. habe ich kaum einen Dostojewski zu Ende gebracht, obwohl die Sprache fantastisch, der Autor tiefgründig, witzig und die Beschreibungen des alten, weiten Russlands einfach schön sind. Aber ich habe einfach zu sehr Mitleid, ich kann dem Idioten im gleichnamigen Roman nicht dabei zusehen, wie eine bösertige Umwelt ihn Stück für Stück zerstört. Ich habe es mehrfach versucht: Ich kann es nicht. Oder Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*. Nach der sensationellen Beschreibung des Pergamonfrieses am Anfang ist man schon geistig ermattet. Gerade ist das erste Gedanken-Hügelchen mühsam überschritten, nun droht ein Mount Everest marxistischer Kunsttheorie — dazu fühlte ich mich bislang einfach nicht genügend gewappnet. Aber er liegt noch da, um irgendwann bestiegen zu werden.

Die Frage, warum man ein Werk dann doch noch gelesen hat, gegen alle Widerstände, ist natürlich interessant. Beim *Zauberberg* etwa, am Anfang meines Studiums, hat es ein paar Anläufe gebraucht. Ja, ja, super Sprache und so. Aber ehrlich, diese eingestrickten unlesbaren, weil künstlich allegorisierten gesellschaftspolitischen Diskurse von einem Autor zu lesen, der politisch selbst eher blind gewesen ist, hat mich, zumindest damals, abgestoßen. Das ließ sich bestenfalls aus historischem Interesse ertragen. Ich hätte diese Passagen am liebsten nach der ersten alle großzügig übergangen und mich lediglich dem Sog der Kurgesellschaft und der verführerischen Gestalt der Madame Chauchat überlassen, habe es dann aber im dritten Anlauf doch geschafft, zur Gänze und aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus. Bei diesen Passagen handelt sich dabei bis heute noch nicht um meine literarischen Lieblingsstellen.

Oder bei Marlen Haushofers *Die Wand*, noch nicht ganz so lange her, war ich kurz vorm Ende versucht, das Buch zur Seite zu legen, weil ich nicht wusste, wohin es geht. Dieses Mäandern ohne Handlung und Richtung hatte mich irritiert. Bei *der Wand* war ich dann froh, weitergelesen zu haben, und die Statik auf den letzten 100 Seiten zeigte sich als absichtlicher Kunstgriff und Vorbereitung zu einem verstörenden, brutalen, zwangsläufigen und klarsichtigen Finale.

Manchmal denke ich an Wolfgang Herrndorf, der von sich gesagt hatte, er wäre der König des ersten Kapitels. Das gut gelesen verschafft einem bereits einen gewissen Eindruck, man kann mitreden und ist auf der Höhe. Und kann das Buch dann wieder weglegen. Aus wissenschaftlicher Sicht natürlich ein zweifelhaftes Verfahren, aber ... Es gibt so viele großartige Bücher, warum sollte man sich genötigt fühlen, alles zu lesen? Auch nicht gegen Bezahlung. Um es mit Oscar Wilde zu sagen: If one cannot enjoy reading a book over and over again, there is no use in reading it at all.

Interview für das randlos-Magazin

**NiCHTS iST
ZUFALL,**

**ALLES
FiKTION**

in einem anderen Verlag als dem juristisch vorbelasteten KiWi-Verlag, als Taschenbuch ohne Streichungen und Namensänderungen veröffentlichen zu können. Ein Schlüsselroman, wie er in Krachts Buche steht.

Eurotrash ist übrigens, auch das erklärt Kracht gegen Ende der Fragerunde — wir haben gut 15 Minuten überzogen — die ironische Beschäftigung im amerikanischen Raum mit dem abgewrackten europäischen Adel. Er und seine Mutter seien dieser »Trash«, Überbleibsel vergangener Zeiten, die das Vergehen nicht so ganz wahrhaben wollen. Dabei, und das ist vielleicht die Pointe, ist seit der Harald-Schmidt-Show im Oktober 2001 bekannt (einsehbar auf YouTube), dass Kracht eine tiefe Abneigung gegen »würdeloses Altern« hegt. Zumindest gegen das der Schauspielerin Goldie Hawn und ihre »riesigen« Kieferbackenzähne.

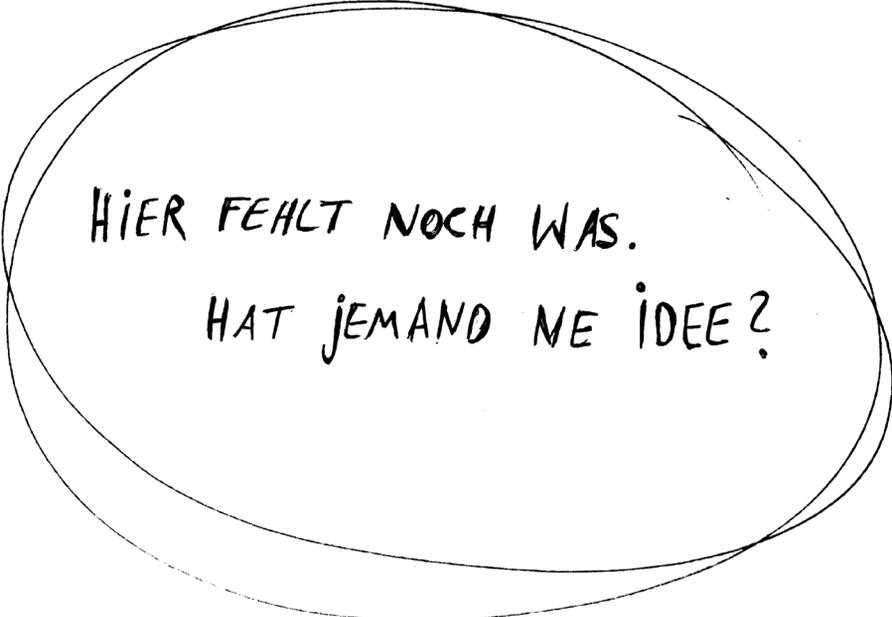
Ganz gleich, wie man seine Inszenierung interpretiert, den Autor auf dem Weg zum Weltliteraten einmal fast unmittelbar zu sehen, mit ihm sprechen zu können und mitzuerleben, wie er sich noch eine Geschichte über Afrika aus den Fingern saugt, war ein Highlight, nicht nur meines Literaturstudiums.

Christian Kracht: *Eurotrash*.
Kiepenheuer & Witsch 2021, 22 Euro.



Einander **n**ah

Angst, lass nach
Geh weg - geh Heim
Doch **d**ein Heim
Es ist mein Heim
Du und ich
So **n**ah
Ich umarme **d**ich
Aber bitte, Angst
Lass nach

A hand-drawn oval frame with two overlapping lines, containing two lines of handwritten text.

HIER FEHLT NOCH WAS.

HAT JEMAND NE IDEE?

und vor allem die religiös aufgeladene Demütigung durch den Vater (Bibelzitate sowie eine ausgeprägte Körperlichkeit stellen immer wiederkehrende Motive dar), stürzt er sich in die Zerstreuung: »Mein Leben löst sich in Anekdoten auf«, »ich sehe nur in der Peripherie gut«. Nicht durch Schweigen und distanzierendes, präzises Beobachten wie der mit Eifersucht und schlechtem Gewissen betrachtete Bruder, sondern — von Lohse sprachlich gut eingeflochten — durch assoziative Nebensächlichkeiten und das Verdrängen der Erinnerung versucht Johann der lange antrainierten Scham und Schuld zu entkommen: Für ihn »existiert nur die Gegenwart. Mir bleiben drei Sekunden. Solange die Gegenwart eben dauert.«

Lohse vermag es, die Episoden der Reise durch die westdeutsche Provinz bis nach Holland in einer äußerlich reduzierten, substantiell verdichteten Sprache darzustellen: Weitenteils parataktischer Satzbau und der Verzicht auf lange Vermittlungen kennzeichnen die formale Gestaltung, wobei das Wesentliche dennoch in eindrucklichen Bildern — wie Pauls charakteristisches »Butterlächeln« — erscheint: »Die Stadt war vom Regen blank geputzt. — Vechta. Katholizismus und Schweinemast. Gülle und Nitrat. Hier sind die christlichen Demokraten noch sturmfest.« Obgleich auf der tatsächlichen Reise gar nicht allzu viel »passiert« — eine Ausnahme bildet das in seiner Absurdität beinahe etwas zu plakativ gezeichnete Aufeinandertreffen mit Vegan-Esoterik-Nazis —, bietet der eigentliche Gang in die Vergangenheit und in das sich auf durchaus berührende Weise wandelnde Verhältnis der beiden Geschwister ausreichend Stoff für eine intensive Lektüre. Besonders die Schilderungen der sich einer adäquaten sprachlichen Bearbeitung eigentlich entziehenden »vollendeten Sinnlosigkeit« (Hannah Arendt) der nationalsozialistischen Verbrechen vermögen es dabei, gerade in der

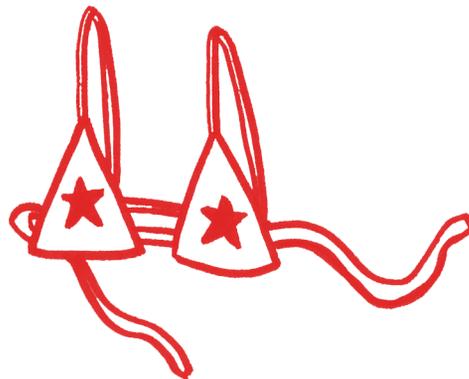
Schlichtheit ihrer Sprache, beim Lesen nicht nur Erschütterung, sondern auch eine Sensibilisierung für die »Alltäglichkeit« des Grauens, für den »durchschnittlichen« Charakter vieler Täter zu schaffen. Am augenfälligsten wird dies in Pauls quasi-wissenschaftlichen Aufzeichnungen über Eichmann sowie über die Massaker von — später kaum zur Rechenschaft gezogenen — deutschen Polizeibataillonen in Białystok und Białowieża 1941, zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion: In der Stadt werden Tausende Juden erschossen und verbrannt, in den umliegenden Wäldern gejagt und hingerichtet. Der passionierte Jäger Hermann Göring und die Reichsforstverwaltung sorgen sich derweil um die Rekonstruktion eines alten Urwaldes und die Nachzucht des Auerochsen im Gebiet von Białowieża nach der erfolgreichen »Evakuierung«. Dass ein Gespräch über Bäume die Untaten offenbar nicht einmal zu verschweigen braucht, um ein Verbrechen darzustellen, wie lange solche Untaten fortwirken, und welche Probleme das Erinnern und Vergessen begleiten, zeigt Stephan Lohses bei Suhrkamp erschienener Roman *Johanns Bruder* auf eindrucksvolle Weise.

Stephan Lohse: *Johanns Bruder*. Suhrkamp, Berlin 2020, 343 Seiten, 22 Euro.

Neologismenflut

Supermegaatomtittenbusen, Metaebenenbetrachtungstrip, motorisierte Pimmel, hilfloses Geflenne, Übergrößenelefantenzirkusmode, abgeknutscht, betatscht, Dauerschwanger. Wenn Sie das nicht abschreckt, sind Sie bereit für Paula Irmschlers *Superbusen*.

Ich komm aus Karl-Marx-Stadt, bin ein Verlierer Baby, original Ostler!, scheinen die Seiten einem entgegenzuplärren. Nicht nur, weil Protagonistin Gisela im Atomio die Jacken aufhängt, auch sonst lebt sie ganz die Immer-jut-drauf-auch-ohne-Kohle-in-den-Taschen-Mentalität. Jedenfalls meistens. Jedenfalls nach außen. Jedenfalls nachts, im Kreis von Jana, Meryam, Fred und all den anderen, die viel mehr Familie sind als Eltern und Geschwister. Zwischen Tabakkrümmeln, sich die Birne zunebeln, singen, tanzen und Pfeffi kommen die Ernsthaftigkeitsschübe. Gisela hat ihre Post zu lange nicht geöffnet, ein WG-Zimmer, das sie seit Wochen nicht betreten hat, einen riesigen Haufen Schulden, Ärger mit dem depressiven Freund und von der Uni unzählige Exmatrikulationsschreiben. Gisela ist ein bisschen wie alle: total individuell und alleine mit dem Gefühl, das jeder fühlt. Universelle Individualität in Form von ständig wechselnden WGs, durchgefeierten Nächten, der Abwesenheit des Vaters, ungeplanten Schwangerschaften, Anzeigen wegen Ladendiebstahls, Rassismus, Bodyshaming, Existenzangst, Diskriminierung.



mit

Paula Irmschler lässt kein Problem aus. Protagonistin Gisela ist nicht besonders originell, ihre Geschichte nicht neu, ihr Schicksal keine Offenbarung (junge Studentin aus einkommensschwacher Familie und auch noch aus'm Osten), und dass Chemnitz ein Problem mit Nazis hat, ist hoffentlich ohnehin allen klar. Ganz nach dem Motto: »Ein bisschen Melancholie ist manchmal OK/Ein bisschen traurig sein und den Grund nicht verstehen/Ein bisschen depressiv, aber trotzdem entspannt/Denn glückliche Menschen sind nicht interessant.« Wer jetzt keinen Ohrwurm hat, sollte erst mal Kraftklub-Musik-Lektüre nachholen, um *Superbusen* auch richtig mitfühlen zu können. Und vielleicht auch besser gleich SZA, und Britney, und Herrenmagazin. »Superbusen« ist Giselas Band, daher wimmelt es nur so von Lyrik-Zitaten und Band-Anekdoten. Die vier Freundinnen Meryam, Fred, Jana und Gisela touren in ihrem gurkigen Auto durch Leipzig, Köln, Berlin und natürlich Chemnitz. Ihre Konzerte sind von wenigen Leuten besucht, einmal begegnen sie sogar einem Fan.

Irmschler ist genau wie Gisela in Dresden geboren und fürs Studium nach Chemnitz gezogen. Kein Wunder, dass das alles ziemlich authentisch klingt. Eigentlich schon fast nach »das kannst Du gar nicht ausdenken«. Hat sie vielleicht auch gar nicht. Vielleicht ist ihr auch mal »Edward mit den Stümperhänden« in einer langen Nacht begegnet. Vielleicht hatte sie vor ihrer Einstellung als Redakteurin bei der TITANIC genauso die Schnauze voll von ihrem Job an der Garderobe und von all den Backpackerheinis, die von der Berlin-Experience faseln und Hipsterunsinn machen. Eins ist klar - die *Superbusen*-Neuinterpretation vom Geier-Sturzflug-Song Brutsozialprodukt ist eine Hymne für jedes menstruierende Wesen und verpflichtet zum allmonatlichen solidarischen Mitsingen.

Tiefgang

Denn dann ist wirklich alles erlaubt und alles wird gefühlt.

Feministische Themen sind Paula Irmschler wichtig. Das zeigt nicht nur ihre Kolumne bei *Neues Deutschland*, auch *Superbusen* strotzt vor starken Frauen mit selbstbewussten Liedtexten: »Ich fress die Pille danach wie Smarties/Ich zieh dir Drogen ab auf deinen Partys/Ich mach Sexismus nur gegen Männer.« Mit deutlich weniger Holzhammer geht es in *Superbusen* auch um Kinderwunsch und Abtreibung, um weibliche Idole, überzeichnete Klischees, sexuelle Belästigung und Gewalt. Und es geht um den Kampf mit Essstörungen und dem eigenen Körper, der nicht so ist, wie Gisela ihn gern hätte.

In *Superbusen* sollte es erst gar nicht so viel um Chemnitz gehen, es sollte eigentlich nur ein Startpunkt sein. Dass es dann aber doch ein »Bedürfnis« war, über Chemnitz zu schreiben, sagte Irmschler Florian Kölsch im März vergangenen Jahres in einem Interview für *jetzt.de*. Anekdoten, wie das *Wir sind mehr*-Konzert 2018 gibt's häufig, ohne aufdringlich zu sein: »Wir befürchteten, dass sich da ganz viele Leute treffen werden, um sich selbst auf die Schulter zu klopfen, weil sie die Guten sind, weil sie irgendwie verschwurbelt »gegen Rechts« sind, ohne zu wissen, was sie damit eigentlich genau meinen, nur um dann wieder wegzufahren und sich nicht um die Struktur und die Leute vor Ort zu interessieren.«

Superbusen ist ein Buch mit Ecken und Kanten, das es nicht darauf anlegt, zu gefallen. Ein bisschen bissig, ein bisschen vorlaut, will provozieren. Es ist überraschend erwartbar und zuverlässig colamentosmäßig-komisch. Wow, ganz schön was wegreflektiert auf 312 Seiten, Paula Irmschler. Trotzdem lesenswert.



Paula Irmschler: *Superbusen*.
Claassen Verlag, 312 Seiten, 20 Euro.

Würde

Das zweite Ethikdiskurs-Drama *Gott* der geplanten Trilogie des Bestsellerautors zu zentralen Fragen der Menschenwürde rennt stilsicher offene Türen ein.

An dem grundsoliden, niedrighschwelligem Drama über den aktuellen Sterbehilfediskurs wird man in absehbarer Zeit wohl nicht so einfach vorbeikommen, wenn man in der Sache gesellschaftlich sprachfähig sein möchte. Es riecht förmlich nach zeitnaher Aufnahme in den Lektürekanon des Ethikunterrichts an deutschen Schulen. Der Jurist und ehemalige Strafverteidiger schreibt mit *Gott* fachlich hintergründig und mit einem ausgeprägten Gespür für praktische Konkordanz zwischen den kollidierenden Positionen ein Stück wie für die nächste Voyager Golden Record, die im All fremde Lebensformen exemplarisch darüber informieren könnte, was Menschsein bedeutet. Und wie nebenbei schlägt der philosophisch interessierte Autor auch noch implizit die Brücke zwischen einem traditionellen christlichen Credo – würdiges Leben sei standhaftes Leiden – und einer Kernthese des modernen Existenzialisten Camus, der die menschliche Dauerrevolte gegen die lebensimmanente Absurdität propagiert. Dessen bekanntes Sisyphos-Zitat stellt von Schirach seinem Drama als Motto voran: »Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord«.

Die Handlung des Dramas ist ebenso schlicht und dezent wie die Aufmachung des schmalen, knapp 160 Seiten umfassenden Buches, in dem sie sich abspielt und dessen Einband mühelos mit den klassischen Farben Schwarz auf Weiß und Rot auskommt. In einer fiktiven Ethikrat-sitzung debattieren Akteur:innen aus den einschlägigen Gesellschafts- und Fachbereichen Juristerei (Professorin für Verfassungsrecht), Medizin (Vorsitzender der Bundesärztekammer) und Religion (ein katholischer Theologe) sowie

ist

ein Betroffener über das Recht des Menschen auf assistierten Suizid. Der Ton ist vorwiegend nüchtern, die Sprache wirkt klar und zweckmäßig. Das Figurenensemble kommt weitestgehend ohne allzu individuelle Züge und Idio-

synkrasien aus. Der Fokus liegt auf den Fakten und Argumenten, dem »Docere« des guten Redners und deren ganz eigener Dramaturgie. Währenddessen erschöpfen die Charaktere sich im Wesentlichen in ihrer Grundfunktion für den gesellschaftlichen Diskurs – Fluch und Segen von fokussierter Stringenz. Insbesondere Mediziner und Theologe wirken im Kern wie Stereotype ihrer Profession – ein wenig wie dramaturgisches Kanonenfutter. Mit dem fin-dig-forschen, geistreichen, empathischen und perfekt vorbereiteten Anwalt Biegler, mit dem der ehemalige Strafverteidiger von Schirach einmal mehr merklich heimisches Terrain unter die Feder bekommt, eröffnet er in dem sonst so sachlichen, unpräzisen Umfeld doch noch einen gewissen Raum für Individualität, Witz und Pathos. Wenn sich der schlagfertige und ebenso selbstgefällige Biegler kecke Zwischenrufe erlaubt und den Kirchenvertreter Thiel frotzelnd aufs Korn nimmt, findet neben der Seriosität des Themas das unterhaltende Element des »Delectare« einen kleinen, aber feinen Platz im Stück.

kein

Konjunktiv

das Docere, Delectare
und Movere des Herrn
von Schirach

Nicht ganz ohne Reibungsverluste folgt man dem Autor in die sparsam aufgesuchten Gefilde der künstlerischen Freiheit, wenn aus einem im echten Leben kollegial beratenden Ethikrat ohne erkennbare Not – anders als im Vorgänger *Terror*, wo dies unumgänglich war – ein weiteres Gerichtssaal-Setting generiert wird und alles auf das Fällen eines Urteils zuläuft; dieses juristische Manöver wirkt bisweilen ein wenig übergestülpt.

Nach einer hartnäckigen Dekonstruktion der medizinischen und ethisch-theologischen Position durch Biegler regt sich durchaus ein gewisser Zweifel beim Leser, wenn die Ethikrat-Vorsitzende interveniert: »Hier ist niemand angeklagt!«. Aber ebendieses Moment der Einzelfallbetrachtung, der »Anklage« des Individuums, ist dramaturgisch die Chance auf ein über die Belehrung hinausgehendes »Movere«. Die Geschichte des Betroffenen Herrn Gärtner ist natürlich ein Bruch mit der Authentizität des heraufbeschworenen Ethikrat-Settings, aber durch die Betroffenheitsfiktion mag sich der Leser an diesem Beispiel dankbar affizieren.

Mancherorts macht man dem Stück laut und deutlich den Vorwurf der Tendenziosität. Würdigt man hier allerdings über dem sachlichen Diskurs die fiktive Natur des Textes genug? Von Schirach macht es dem Leser aber diesbezüglich auch nicht leicht, im Zusammenhang mit seinem Stück von etwas anderem als seinem blanken Inhalt zu sprechen. Literarische Innovation, der gestalterische Kick über das handwerkliche Fundament hinaus, tritt hinter das Sendungsbedürfnis zurück, wie es bei einem ernsthaften Rhetoriker erwartbar ist. Diesen in seinem Anliegen anspruchsvollen, literarisch jedoch weitestgehend unaufregenden

Vexierblick zwischen Wahrheit und Dichtung mutet der Autor seiner Leserschaft durch seine stoische Komposition zweifellos in vollem professionellen Bewusstsein zu – und das darf, das muss er gewiss.

Die gesellschaftliche Bedeutsamkeit von Schirachs Szenario ist offenkundig, die Themenwahl überzeugt. Das Horizontwandel-Potenzial des Textes ist angesichts der eher konservativen Imagination und Figuration eher fraglich. Den Meinungsmainstream der ARD-Zuschauer:innen, die bei der Umfrage im Anschluss an das Kammerstück zum Buch abgestimmt haben, hat von Schirach in der Sache längst auf seiner Seite, votiert doch eine überwältigende Mehrheit von 72% der Stimmen für die Abgabe des Medikamentes an Herrn Gärtner. Wenn er diesen Trend auch mit *Gott* nicht selbst gesetzt hat, so legt von Schirach mit literarischen Mitteln einen weiteren soliden Keil unter die geöffnete Tür am Haus der freiheitlich-demokratischen Grundordnung unserer Zeit.

Ferdinand von Schirach: *GOTT*.

Ein Theaterstück. Luchterhand, München 2020, 160 Seiten, 20 EUR.

Abschied vom Berliner Blau

Alle Oberflächen abgewetzt, überschrieben, beschmiert oder beklebt. Am Boden Kaugummiflocken in weiß, grau und schwarz — und Dreck. Der Dreck ist überall, in jeder Ritze eines jeden Steins. Ein Dreck, der alles überdauert, ein Dreck, den kein Straßenfeger, keine Kehrmaschine mehr beseitigen kann. Es ist Berlin — zu allen Seiten, oben und unten, rechts und links — und in ihr, ganz tief in ihr drin: die Melodie der S-Bahn. Ihr Ankommen, ihr Abfahren, das Türsignal. Töne, die ihr so vertraut geworden sind wie das Knarzen des losen Dielenpanels in der Küche ihrer WG. Die S1 mit ihrem langgezogenen seufzenden Abbremsen, dem mühsam stöhnenden Anfahren — und dem kreischenden Schienen-Crescendo zwischen Anhalter Bahnhof und Potsdamer Platz.

Sie nimmt die übliche Rolltreppe nach oben, rechts an *Steinecke* vorbei, ein flüchtiger Blick in die Auslage, nein, dort liegen keine Puddingbrezeln mehr, es ist schon zu spät. Sie gleitet in die Welt der Türme. Jocelyn Scofield singt ihr *Impossible* ins Ohr. Ihr Blick wird gehalten, gebannt von den Riesen, die sich langsam vor ihr erheben. Wie sie dastehen, diese scharfkantigen Scherenschnitte, wie sie den Himmel teilen. Sie kratzen ihn nicht, sie schneiden, schneiden sich tief in ihn hinein, da ist sie sich sicher. Er indessen spiegelt sich in ihren Glasfronten, verdoppelt, verdreifacht, verhundertfacht sich in einem konsequenten Trotz, der ihr gefällt.

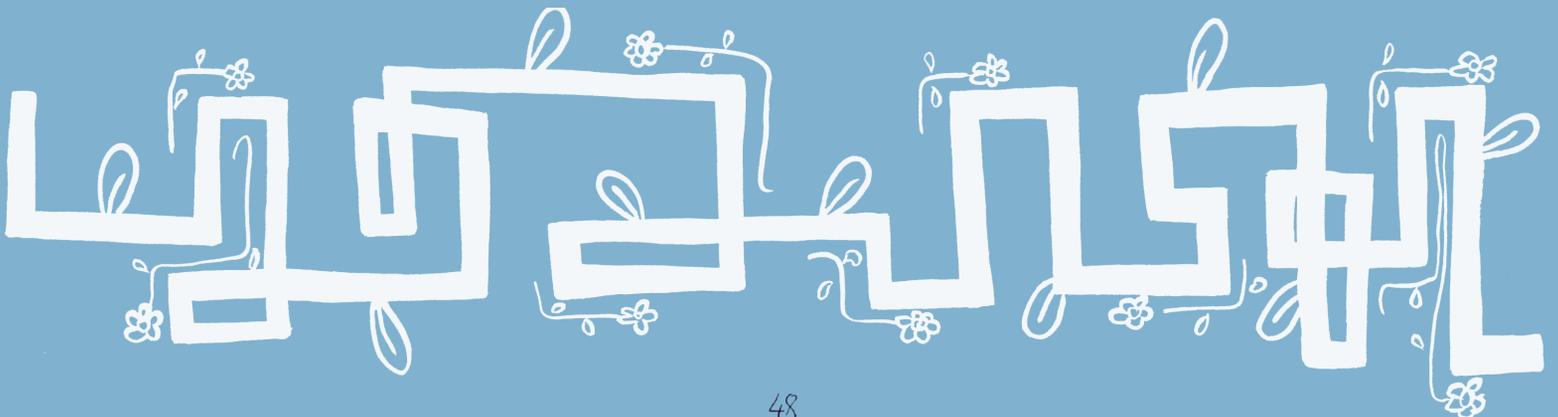
»Die Natur trägt das Schwere«, schreibt Rilke und sie sollte es auch tun, sollte es sich nicht leichter machen. Der Wind drückt sich von vorn gegen ihren Körper, als wolle er sie wieder zurückschieben in die Bahn. Es gibt so viele Löcher hier, so viele Bahnhöfe: S-Bahn, U-Bahn, Deutsche Bahn. Und alle liegen unterirdisch. Sie fühlt sich wie eine Kugel auf einem Billardtisch, stets in Gefahr, eingelocht zu werden. Sie geht entschlossen

weiter zum begrünten Damm, dem Tilla-Duriex-Park zwischen Linkstraße und Gabriele-Tergit-Promenade, vor dem sich hohe Bauten zusammenschließen und wie ein Bergmassiv erheben. Hier auf dem Grün sitzen sie wie auf Almwiesen. Die Beine angewinkelt, die Arme locker darüber baumelnd oder als Stütze nach hinten gestreckt. Die Oberkörper mal aufgerichtet, mal abgelegt. Entspannt. Die Bänke unten sind menschenleer, darum nur Müll und zwei Dutzend Krähen, die dem industriellen Aas der Menschenwelt noch etwas abgewinnen können. Sie zerpflücken, zerrupfen es, das ganze To-go-Geschirr, Brötchentüten und Pappsteller, Salatbowls, zerhackstücken das Papier, das Plastik und sich in einem Streit um das beste Stück. Auch solch ein Aas wird knapp in diesen Tagen.

Auf der Wiese ein paar Bienen, Klee und Löwenzahn. Das Wesentliche, das Wenige, das allem trotz, möge da kommen, was wolle. Nur hier und da eine andere Blüte. Eine Blüte ohne Stängel. Eine Blüte, die nicht einmal mehr hochwächst, so kurz ist das Gras, regelmäßig gemäht, regelmäßig zertrampelt, regelmäßig platt gelegen.

Sie setzt sich, hört Glocken läuten, Fahrradsausen, schwebende Gesprächsfetzen, knirschende Schritte im Kies. Die Sonne scheint ihr auf den Kopf. Kaum ein Auto ist zu hören. Taubenschwärme fliegen in die Häuserschluchten und kommen wie durch ein Wunder an anderer Stelle wieder heraus. Die Sonne wärmt ihren Kopf. Sie legt sich hin. Es ist doch wie auf einem Dorf hier, keine 100 Meter vom Potsdamer Platz.

Plötzlich ein Bild von ihm: Am Strand mit einem Drachen. Allein. Am Boden sitzend, halb zu ihr umgewandt, eine kleine Figur. Unten Nordseesand, Wüste, Weite. Eine dünne Schnur und der bunte Drache hoch oben im Blau. Er auf Bildern — immer weit weg, oder aufgelöst. Nachdem sie eine Zeit lang auf dem Rücken gelegen und Wolken



beim Auflösen zugesehen hat, setzt sie sich auf und findet sich plötzlich in der Position der Kleinen Meerjungfrau wieder, wie sie Edvard Eriksen vor über 100 Jahren für die Hafeneinfahrt in Kopenhagen schuf. Und ja, beinah scheinen sich ihre Beine zu verbinden, ja, hören schon auf, Beine zu sein. Und sie spürt, wie ein Sehnen und ein Kummer in sie eingeht, sich niederlegt und Ruhe findet.

Über ihre Hose läuft ein Insekt. Namenlos. Ein winziger rötlicher Körper, seltsam hochgehoben von langen, dünnen, beinah durchsichtigen Beinen. Sie legt ihren Finger davor, will ihn vor die Augen heben und genauer betrachten. Nach der insektenüblichen Zögersekunde klettert es hinauf. Das Hindernis ist vergessen, ist Landschaft, Fläche, ist begehbar.

Wie schnell sich der Himmel verändert. Wie oft. Fortlaufend. Wolken wie feuchte Schlieren auf einer Scheibe, an deren Rändern sich die Nässe sammelt, beinah Tropfen wird. Dann wieder Wattewolken, Heidi-Wolken, Bettwolken, Wolke-7-Wolken — so weich und voll. Dann eine wellenartige Struktur, wie der Strand bei Ebbe, ganz gleichmäßig; man glaubt einem höheren Gesetz zu begegnen. Nicht weit von ihr ein verliebtes Paar, das still und schweigend Nähe tauscht. Keine Worte hat. Keine Worte braucht. Das sich umklammert hält. Abschieds liebe.

Sie steht auf und geht. An ihr laufen zwei Kinder vorbei. Ein Mädchen und ein Junge. Das Mädchen ist ein Mädchen, aber der Junge ... Sie erschrickt. Der Junge trägt das Gesicht eines Erwachsenen, eines Fertigen. Er trägt den Mann, der er einmal werden wird, schon mit sich herum. Einen strengen Mund, kantige Wangen und geradlinige Augen. Dass es so etwas gibt, dass es so etwas wirklich gibt. So jung, vielleicht 10 oder 11 Jahre, und schon trägt er ein Gesicht, das viel später dran gewesen wäre.

Auf dem Weg zur Friedrichstraße hört sie zweimal am Gendarmerie-Restaurant Möwengeschrei. Einmal auf ihrem Abstecher zur Hedwigskathedrale und einmal auf dem Weg zurück. Sie wollte nur kurz sehen, wie weit die erneuten Baumaßnahmen vorangeschritten sind, über deren Fragwürdigkeit in Kunstgeschichtskreisen die letzten drei Jahre heftig debattiert worden war. Die Außenfassade ist mit hohen Holzbrettern umstellt. Vom Mauernziehen verstehen sie hier etwas — man sieht nichts. Auf dem Rückweg wieder das Möwengeschrei, auf gleicher Höhe und so ähnlich dem ersten, dass sie, obwohl sie am Himmel so etwas wie eine Möwe ausmachen kann, zusätzlich die Fassade nach Lautsprechern absucht. Vielleicht gibt es hier auch etwas Gemachtes. Schließlich lassen sich Gäste in diesen Tagen, wo die Sonne meistens fehlt, gerne in etwas Urlaubsstimmung versetzen.

Im *Dussmann* interessiert sie mehr das nichtssagend graue *Verzeichnis der Verluste* von Judith Schalansky als Ulrich Tukurs rot ornamentiertes Buch, das nichts weniger verspricht, als den *Ursprung der Welt* zu klären. Weiter Birgit Birnbacher, die sie letztes Jahr in ihrer ersten Online-Lesung gehört hatte. Die dann gewann, den Ingeborg-Bachmann-Preis. Das Buch nun: *Ich an meiner Seite*. Klingt nach mir, denkt sie, nimmt es, schlägt es irgendwo auf, liest und will mehr lesen, dann eine Meldung über Lautsprecher. *Dies ist ein Sicherheitshinweis ... bitte bedecken Sie Mund und Nase ... und beschränken Sie Ihren Besuch auf das Nötigste*. Was ist das Nötigste?, fragt sie sich. Lesen in einer Buchhandlung? Verstohlen blickt sie sich um. Ist Lesen noch erlaubt? Einige andere Kunden halten auch aufgeschlagene Bücher in den Händen. Gut, das geht also noch. Nur Hinsetzen nicht. Alle Sitzgelegenheiten sind entfernt und solche, die man wohl noch dafür halten könnte, mit dicken unübersehbaren Schildern beklebt: DIES IST KEIN SITZPLATZ! Corona-Kälte durchfährt sie und sie legt das Buch wieder aus der Hand, obwohl ihr der zuletzt gelesene Satz gerade verspricht, mehr zu werden. Aber ist das nötig?

Als sie sich aus dem *Dussmann* sich wieder in den Menschenstrom der Friedrichstraße einreicht, hat sich bereits Grau über die Stadt gelegt. Immer, wenn sie die Welt der Bücher betritt, verliert das Draußen die Farbe. Die Zeit geht ins Dunkel, während sie bei den Ewigen ist, bei den Kunst-Dingen, die, wie Rilke sagt, warten können. Am Ende fällt ein Tropfen zielgenau auf ihren Scheitel, trifft Haut, und sie schließt die Tür auf.

Alltagskontakte- Medley

Hannover, 15. März 2021

Gutes Timing. Es ist Dienstagabend, 19:55 Uhr. Aus Richtung der Bahnhaltestelle Sedanstraße/Lister Meile hastet mit forschenden, gnadenlosen Schritten eine verummte Person keuchend durch die Dämmerung heran. Der starke Regen hat ihr die Kapuze tief ins Gesicht getrieben. Den unteren Teil des Gesichtes bedeckt eine schwarze Maske mit Totenköpfen und mit etwas wie einem Filter für den gehetzten Atem. Ein Kleidungsstück, das sich ästhetisch in jeder Hinsicht verbietet, und eine Situation, die — denkt man sich eine geladene Waffe hinzu — an ein verstörendes Ego-Shooter-Szenario erinnern muss. Kurz hält die Gestalt inne. Dann hämmert sie mit der erhobenen Faust an die Tür des geschlossenen Buchladens, als wäre der Teufel hinter ihr her. Oder andersherum.

Keine zehn Sekunden später eilt ein gutbürgerlicher Herr an die quietschende Ladentür. Halb geöffnet wird ein Zettel hinübergereicht. Ware folgt im Gegenzug. Dieser bizarre Überfall wirkt wie abgesprochen. Beide wünschen einander gute Abende und gehen zufrieden auseinander.

— Szenenwechsel —

und

Die beiden kannten sich noch nicht sehr lange. Eines Tages im März 2020 entschieden sie sich nach reiflicher Überlegung, dass sie von nun an offiziell Kontaktpersonen sein wollten. Weitere Worte waren nicht nötig.

— Szenenwechsel again —

Neulich in der U-Bahn. Einige Menschen sitzen, lehnen, stehen, liegen mit Abstand quer durch den Wagen. Ausnahmslos alle Personen hier räusperten sich auf die eine oder andere impertinente Art und Weise oder schniefen verlegen in sich hinein. Ich überlege, ob ich mich täusche oder ob die französische Bulldogge hinten im Wagen gerade mit voller Absicht zu mir herübergehustet hat. Ein Mann telefoniert in die kranke Unstille hinein: Nein, er habe überhaupt nichts bemerkt. Die Kollegin habe eigentlich ausgesehen wie immer. Aber dann kam der Testergebnis-Anruf der Praxis. Ja, er sei jetzt auf direktem Weg zu seinem Hausarzt. Nein, einkaufen gehen könne er danach nicht mehr, er müsse ja dann offiziell ohne Umwege nach Hause. Ja — nein, mit dem PCR-Testergebnis sei dann wohl heute nicht mehr zu rechnen. Die Telefonperson verabschiedet sich nun lakonisch, steckt ihr Handy weg und wischt sich noch ein-, zweimal mit dem Handballen durchs Gesicht, bevor sie endlich an den Haltegriff fasst. Ich beiße mir imaginär in die geballte Faust und diktiere mir eine Gedankennotiz: in Zukunft nur noch mit schalldichten Kopfhörern in den öffentlichen Nahverkehr.

ein

— schon wieder Szenenwechsel —

Behördengang (von »gehen«, nicht von engl. Bande). In der Eingangshalle des schon kurz nach Fertigstellung in den Siebzigerjahren abrisssreifen Amtsgebäudes riecht es wieder intensiv nach aufgestautem Unmut und bestenfalls mittelmäßigem Krisenmanagement. Unter den derzeitigen Hygiene-Auflagen kommen auf einen wartenden, ungegenderten Antragsteller seit Neuestem mindestens zwei Mitarbeiter des Security-Dienstleisters. Das ist Service, das ist Kundenorientierung. Die junge Verwaltungsangestellte hinter dem Vorsprachetresen, der erst gestern handwerklich umständlich mit einer viel zu schmalen Flexiglasscheibe ausgestattet worden ist, um die gegnerischen Parteien in jeder Hinsicht gebührend voreinander zu schützen, — diese junge Frau also, wendet sich gerade dem attraktiven leistungsberechtigten Herrn mittleren Alters zu, der seinerseits noch ungestüm in einem Rucksack nach angeforderten Dokumenten kramt, die er doch garantiert wieder nicht vollständig beibringen kann, denkt sie noch.

»Guten Morgen, ich möchte gerne mit jemandem reden, wegen — hier — dem Bescheid«, sagt er und lehnt sich vorsichtshalber zielsicher an der Flexiglasscheibe vorbei, um sich seinem amtlichen Gegenüber besser verständlich zu machen. »Sie können mit mir reden. Ich kann das! Zeigen Sie mal her, was Sie da haben. Und den Ausweis brauch' ich, danke.« Sie streicht sich schüchtern das Haar zurück. Er poltert wie auf ein Zeichen aus seiner inneren Regie aufgebracht los. Immerhin hatte er es schon seit drei Tagen unter mindestens drei verschiedenen Nummern, drei Stunden am Stück bei der Hotline versucht. »Alle Homeoffice, oder wie??« — Selbstvergessen lehnt sie sich ihm entgegen und denkt so bei sich, dass dieser Typ wirklich, wirklich gut aussieht. Du bist wütend, oder, scheint sie etwas amüsiert mit den Augen zu fragen, irgendwie niedlich. Seine Maske findet sich im Eifer des Gesprächs derweil irgendwo unter seinem männlich-markanten, dreitagebart-behaarten Kinn wieder. Hat er gerade tatsächlich versehentlich auf die angeforderten Unterlagen gespuckt? Egal! I will go down with this ship. Sie ist sich sicher. Ich frag ihn nach seiner Nummer.

Gleich frag ich ihn.

— noch' n Szenenwechsel —

Hannover-Innenstadt, Samstagmittag, Shopping-Primetime am Kröpcke: Wimmelbild Zombieapokalypse — wie immer — nur mit Masken. — Just kidding. Keiner hat eine auf. Der absolute Wahnsinn. Das ist das Ende.

— letzter Szenen- und Ortswechsel —

Draußen am Deich. Wolken hängen schwer übers Land. Vögel zwitschern. Wie komm' ich hier hin? — Määäh! Was zum Teufel — Schafskacke unter den neuen Sneakern? Dein Ernst?! Aber schön ruhig hier, immerhin. Und Schafe. Wirklich viele Schafe. Überall um mich herum, friedlich kauend. Ich atme tief ein, setze mich in ihre Mitte und weiß, ich bin angekommen. Hier holt mich niemand mehr weg. Endlich Herdenimmunität!

Happy-Ending mit Tier

WIR GLOTZEN

Es wirkt wie ein komischer Zufall, dass zwei mehr oder weniger gelehrte Männer auf demselben indischen Eiland stranden. Und noch kurioser ist es, dass der eine Europäer und der andere Perser ist und beide dort eigentlich nichts verloren haben.

Trotz Sprachbarriere und gesundheitlicher Probleme schaffen sie es dennoch, von Zeit zu Zeit so etwas wie philosophische Gedanken zu äußern. Die Reise Carsten Niebuhrs — ein »Mathematicus« aus dem Göttingen des 18. Jahrhunderts — wird von Christine Wunnicke aufgegriffen und fiktionalisiert. Fiktiver Reisebericht, historischer Roman, oder eine Abenteuergeschichte à la Robinson Crusoe? Leider nicht.

Aber was dann?

Abwechselnd aus Niebuhrs und Meister Musas' Perspektive berichtet, der mit seinem indischen Ziehsohn Malik ebenfalls auf der Insel landet, erfährt man nicht viel über Indien oder Persien. Eigentlich nur, dass das Sternbild, das in Europa nach der mythologisch-griechischen Königin Kassiopeia benannt ist, für den Perser die Hand der titelgebenden Dame mit der

bemalten Hand darstellt. Es »glotzen alle in denselben Himmel und sehen verschiedene Bilder«, stellt Niebuhr, zugegeben richtigerweise, fest.

Aber was sagt das aus? Dass Perser — oder zumindest Meister Musa — beim Geschichtenerzählen manchmal lügen und Europäer nur die Fakten interessieren? Deswegen ist Niebuhr schließlich dort: um Erkenntnisse über Persien für den Theologieprofessor Michaelis zu sammeln, der wissen möchte, wie sich das biblische Morgenland anfühlt, ohne selbst sein bequemes Studierzimmer verlassen zu müssen. Das Geschichtenerzählen als Realitätsflucht funktioniert immerhin so gut, dass Niebuhr manchmal sogar das Sumpffieber vergisst, an dem er erkrankt ist. Vielleicht möchte die Erzählung Wunnickes selbst aber auch nicht viel mehr als Erzählen, der Realität entfliehen. Denn wie die Realität des 18. Jahrhunderts aussah, das bleibt hinter dem Nebel von Niebuhrs Fiebertraum zurück. Die persischen Technologien respektive die Astrolabien, die Differenz zwischen europäischem und fernöstlichem Fortschritt oder gar der Konflikt zwischen den Religionen werden zwar angesprochen, verlaufen aber letztendlich doch irgendwie im Sand.

ALLE IN DENSELBE

Zwischen Morgenland und Abendland, Fieber und Sternguckerei ist irgendwo die Realität verloren gegangen.

Ganz so, wie die Fußspuren der seltsamen Bewohner Gharapuris (oder Elefantias), deren Habitus von jedem der drei Gestrandeten anders interpretiert wird und deren Handlungsgründe dem Lesenden deshalb verborgen bleiben.

Vielleicht ist es auch die Spannung zwischen dem Ich und der Welt, die die Geschichte ausmacht. Vielleicht auch die zwischen Neigung und Arbeit. Vielleicht ist es aber auch einfach das Dahinplätschern der Worte, gepaart mit den durchaus amüsanten Sanskritübersetzungen und Verständnisschwierigkeiten der Protagonisten — ein beliebtes Stilmittel und deshalb nichts wirklich Neues.

Über Niebuhrs Arbeit erfährt man leider nicht allzu viel. Er vermisst das Rote Meer und den indischen Tempel auf der Insel (der Sinn dahinter erschließt sich auch nicht ganz) und fragt Musa nicht nur einmal, was die Statuen zu bedeuten haben. Doch auch dem alten Sprachgenie fallen dazu keine Geschichten ein. Von Niebuhrs eigentlicher historischer Arbeit, seinem mathematischen Durchbruch und seinem Wirken als Aufklärer wird dagegen kein Wort verlautbart. Und wäre das nicht eigentlich viel interessanter als der fiktive Besuch auf einer indischen Insel, die Niebuhr in Wirklichkeit nicht einmal von Weitem gesehen hat? Falls hier der Grundstein gelegt werden soll für seine späteren Erkenntnisse, dann tut Wunnicke das sehr dezent, wenn nicht gar versteckt. Und zwar so gut versteckt, dass man ihn in der zerfallenen Ruine des Tempels nicht mehr finden kann.

Durch Rückblenden auf Niebuhrs Forschungsreise (oder sind es Fieberträume?) beweist Wunnicke dennoch, dass sie sich Gedanken gemacht hat. Und auch Meister Musa bekommt direkt im ersten Kapitel einen Grund. Beides sind jedoch nur schwache Versuche, einer recht inhaltslosen Erzählung einen Sinn zu geben.

Am Ende wartet man noch immer auf den Roman über Carsten Niebuhr, der die Vermessung des Himmels revolutioniert. Leider vergeblich. Auch die Wege der Protagonisten trennen sich wieder. Bleibt die Frage, warum sie sich überhaupt kreuzen mussten?

Und warum man für einen sonntäglichen Nachmittagsspaziergang eine historische Figur bemüht, die dann noch nicht einmal etwas über ihr Wirken berichtet.

Christine Wunnicke: Die Dame mit der bemalten Hand.
Berenberg Verlag 2020, 22 Euro.

LES
HIM

Der Neler

2020

Meine Damen und Herren, Sie befinden sich auf dem Pfad eines dramatischen Ziels, welches das Ende für unseren Protagonisten bedeutet. Trotz seiner Versuche, seine Taten umzukehren, trotz der liebevollen Hilfe des Vaters kann es ihm nicht gelingen. Es steht schon so geschrieben, verfasst und jeder weiß es, außer ihm.

»Ich hab es getan. Ich hab es getan und jetzt musst du mir helfen.« Atemlos. Atemlos durch die Nacht. Bis der nicht mehr erwacht. Atemlos durch die Nacht, guck was es mit ihm macht. Und dennoch haben bestimmte Drogenfamilien bei einer Überdosis auch bestimmte Symptome. »Was hast du gemacht? Du bildest es dir doch nur ein, das ist doch nur das Zeug, was spricht.« »Nein, ich hab es getan, ich war doch dabei, den hab ich umgebracht und der kommt mich gleich holen.« Die Autotür öffnet sich. »Nun steig doch endlich in den Wagen, bevor uns noch wer erkennt. Dass ich dich hier schon wieder abholen muss. Nun erklär doch, wer kommt dich holen?« »Der Neler, dem ist doch die Familie reich, die werden mich kriegen. Er hat es mir schon gesagt, nun siehst du ihn denn immer noch nicht? Na da drüben steht er doch.« Atemlos durch die Nacht, kann jetzt nicht gucken, nicht dass es kracht. »Ich seh nur Straßenschilder, hier ist doch keiner, was hast du denn wieder geschluckt?« Hypothermie als erfolgreiche Therapie. »Mensch mach doch die Sitzheizung an. Gleich sind wir zu Hause, da legste dich schlafen und morgen ist wieder alles im Lot. Und das ist das letzte Mal, dass ich dich so abholen muss.« Dass der Vater Recht behalten sollte, dass er die wahrhaftige Zukunft prophezeit hatte, das war ihm nicht bewusst. Atemlos durch die Nacht, er wusste nicht, dass der Sohn am Morgen nicht mehr erwacht. »Er kommt mich holen, ich sag es dir. Er hat es gesagt und ich glaube ihm. Selbst seine Weiber rufen mich, allesamt, die werden mich alle dem Neler ausliefern und der ist ganz sauer, dass ich weggelaufen bin.« Der Vater glaubt ihm kein Wort. »Geh dich duschen und ab ins Bett mit dir!« »Aber Vater, der Neler ist doch hier« Doch nicht mit ihm, dann bin ich halt schneller, im Bad findet er den Neler und nimmt darauf den Erl in die Hand, atemlos, rot spritz es an die Wand. Kein Wunder, wir wussten es ja schon, aber auch gilt: zweifach erhöhtes Risiko bei Kokain und Amphetaminen.

Und so musste der Vater morgens sehn: der Neler hat den Sohn gefunden, er musste mit ihm gehn.

so ist es auch an der Gesellschaft, dort einzugreifen:
Was von Menschen erschaffen ist,
kann von Menschen verändert werden.

Gren-

Wir machen Unterscheidungen zwischen dir und mir.
Wenn wir schwarz neben weiß sehen,
ziehen wir Grenzen.
Zwischen Menschen und Nationen,
zwischen Ethnien und Geschlechtern,
bis wir nur noch Mauern um uns haben.

Eingesperrt in unserem eigenen Kopf,
werden die Mauern immer höher, immer enger.
Unser Blick wird eingeschränkt,
bis wir nichts mehr sehen,
nichts mehr außer Unterschiede.

Doch ist es nötig, diese Grenzen überhaupt zu ziehen?
Das Subjekt rückt in den Hintergrund,
von Individualisierung ist nichts mehr zu sehen.
Von Notwendigkeit kann keine Rede sein.

Wir grenzen uns ab:
Es gibt uns und >die Anderen<,
das Gemeinschaftsgefühl darf nicht fehlen.
Dabei würde man doch meinen,
dass wir schon weiter sind,
weiter und klüger.

Klug genug zu wissen,
dass jedes Individuum für sich steht.
Kompetent genug zu erkennen,
dass die >moderne< Gesellschaft nach Pluralisierung ruft,
nein sie schreit viel mehr nach einer Gegebenheit,
die doch selbstverständlich sein sollte.

Die Selbstverständlichkeit, nicht nur gleich zu sein,
sondern gerecht behandelt zu werden,
weil mensch es verdient.
So wie mensch ist,
behandelt und beurteilt zu werden,
nicht danach, wonach jemensch aussieht, herkommt oder
hingeht.

Das Subjekt wird durch den gesellschaftlichen Diskurs
produziert und konstituiert,
so ist es auch an der Gesellschaft, dort einzugreifen:
Was von Menschen erschaffen ist,
kann von Menschen verändert werden.

zen

Literarisches/Hannah Butzke

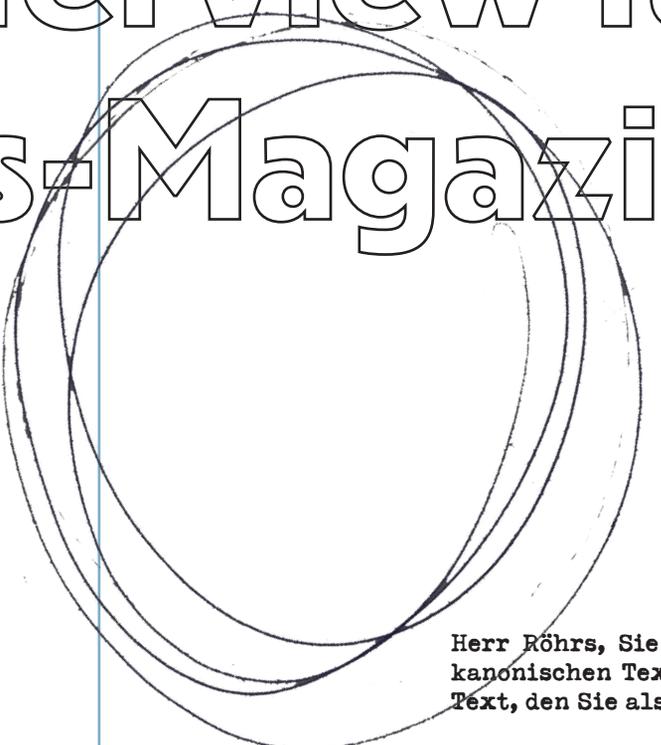
Wir machen Unterscheidungen zw
Wenn wir schwarz neben weiß seh
ziehen wir Grenzen.
Zwischen Menschen und Nationen
zwischen Ethnien und Geschlech

IST DAS

ERNST

GEMEINT?

Interview für das randlos-Magazin



Ein Interview mit:

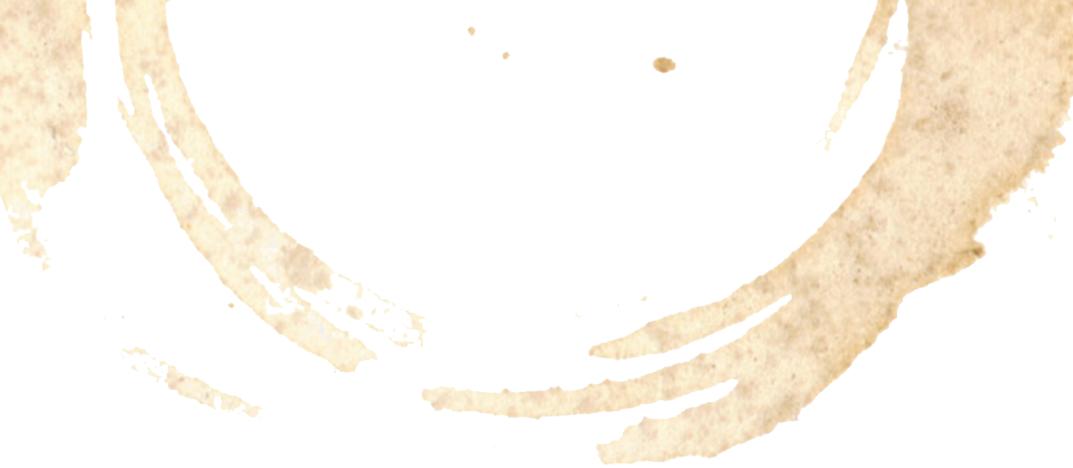
STEFFEN RÖHRS

Herr Röhrs, Sie als Literaturwissenschaftler sind stets mit kanonischen Texten konfrontiert. erinnern Sie sich an einen Text, den Sie als besonders kräftezehrend empfunden haben?

Ich kann mich gut an meine Erstlektüre von Thomas Manns *Der Tod in Venedig* erinnern. Erst relativ spät kam ich konkret mit der Novelle in Berührung, wusste aber natürlich, dass es sich hier um einen kanonischen Text handelt. Die ersten beiden Kapitel waren dann ein mittelgroßer Schock und ich fragte mich ganz unmittelbar: Ist das ernst gemeint? Soll das Ironie sein? Muss man das toll finden oder ist das doch irgendwie grenzwertig? Dazu kam der herausfordernde Stil: Ich ahnte durch die Lektüre von anderen Texten Thomas Manns (zum Beispiel *Der Zauberberg*) in etwa, was auf mich zukommt, aber der Beginn von *Der Tod in Venedig* erschien mir stilistisch ungelent und umständlich. Ich blieb zunächst unschlüssig und legte das Buch wieder zur Seite.

Haben Sie schon vor der Lektüre damit gerechnet, dass dieser Text Sie an Ihre Grenzen bringen wird, oder sind Sie sogar mit einer gewissen Vorfreude gestartet?

Während des Studiums und spätestens in Gesprächen mit Kolleg:innen habe ich die Erfahrung gemacht, dass in verschiedenen Kontexten irgendwann immer von Manns Novelle die Rede ist, wodurch meine Neugierde und zugleich ein gewisser Lesedruck geweckt wurde. Tatsächlich bin ich aber kein großer Mann-Fan, weshalb ich dem Text von vornherein eher distanziert gegenüberstand. Da mich aber die literarische Inszenierung von Krankheit interessiert und *Der Tod in Venedig* neben vielem anderen schließlich auch eine kanonische Darstellung der Cholera ist, hatte ich dann doch Vorfreude auf den Text, wenn man das in diesem thematischen Zusammenhang so nennen mag.



Können Sie sich daran erinnern, was das Fass zum Überlaufen brachte, sodass Sie den Text (vorerst) abbrechen bzw. unterbrechen mussten?

Was es im Einzelnen war, kann ich schlecht sagen - vermutlich die Kombination aus den inhaltlichen Schilderungen über Gustav Aschenbachs Biografie und dem Sprachstil zu Beginn der Novelle.

Was hat Sie dazu veranlasst, dem Text eine zweite Chance zu geben und sich trotzdem durchzubeißen?

Da der Text die in Venedig grassierende Cholera mit Aspekten des Fin de Siècle und der Décadence verknüpft und sich somit gut eignet, um literarische Strömungen und prominente Motive kurz nach 1900 zu veranschaulichen, musste ich ihn einfach in einem literaturgeschichtlichen Überblicksseminar zum Themenschwerpunkt ›Krankheit‹ bearbeiten — daran führte kein Weg vorbei.

Welche Summe müsste man Ihnen bieten, damit Sie den Text noch ein zweites Mal lesen?

So schlimm ist es dann bei Weitem nicht, dass man mir Geld bieten müsste ;) Tatsächlich macht mir Manns Novelle mittlerweile sogar richtig viel Spaß — und für verschiedene Seminare habe ich den Text in den letzten Jahren wiederholt und gern gelesen.

Für welche Zielgruppe könnte der Text das perfekte Geschenk sein?

Für Menschen mit einem Interesse am morbiden Charme einer dahinsiechenden Lagunenstadt.

Interview für das randlos-Magazin

**Hier könnte
Dein Beitrag
stehen.***

*denn ohne Dich ist die *randlos* textlos

Die Gesellschaft



Großstadt, Müßiggang, Neugierde. Mit diesen Attributen gelingt bereits eine Annäherung an das Wesen des Flaneurs: Er ist der langsame Spaziergänger, der mit Lust am Betrachten passiv durch die Stadt treibt. Diese — die Großstadt — ist sein Sujet.¹

Nun liegt mit Erich Kästners Roman *Der Gang vor die Hunde* (1931) keine flanierende Prosa im klassischen Sinne vor. Und dennoch lässt sich in seinem Protagonisten Jakob Fabian eine Verwandtschaft zu eben beschriebenem Menschentypus aufweisen:

*Intelligent und gebildet [...] verbringt er seine Lebenszeit damit, durch die Stadt zu streifen, in Partneragenturen neurotische Bekanntschaften zu machen, mit seinem Freund Stephan Labude durch Nachtclubs zu tingeln, in Schießereien zwischen einem Kommunisten und einem Nazi zu geraten, kleinen Mädchen von seinen letzten 100 Mark einen Aschenbecher zu kaufen, einem obdachlosen Erfinder in seinem Kleiderschrank Unterschlupf zu gewähren und sich schlussendlich auch noch zu verlieben.*²

Jakob Fabian treibt umher, »wechselt [...] von einem dieser Schauplätze zum anderen.«³

Sein Leben in der Stadt ist geprägt durch eine Vielzahl an Begegnungen — durch das Aufsuchen verschiedenster Orte mit verschiedensten Menschen. In diesem Kontext menschlicher Beziehungen sind es besonders Offenheit, Wachheit und Verstand als zentrale Eigenschaften Fabians sowie das Bedürfnis nach Erkenntnisgewinn, die in ihm einen Mann erkennen lassen, der dem Flaneur nicht unähnlich ist. Es ist die Fähigkeit des Betrachtens, des Sichtbarmachens.

Doch nicht im Hinblick auf den Facettenreichtum der Stadterscheinung, sondern den der Bewohner: Die Gesellschaft mit ihren Menschen dient Fabian als Gegenstand seiner Betrachtungen.

Daraus ergibt sich eine Verquickung von Aktivität und Passivität: Fabian ist einerseits Teil dieser Gesellschaft und kann seine Beobachtungen und Erfahrungen nur sammeln, wenn er unter den Menschen

verweilt, sich mit ihnen umgibt — sich den Situationen und Menschen hingibt:

»Er betrieb die gemischten Gefühle seit langem aus Liebhaberei. Wer sie untersuchen wollte, mußte sie haben. Nur während man sie besaß, konnte man sie beobachten. Man war ein Chirurg, der die eigene Seele aufschnitt.«⁴

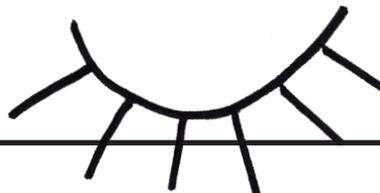
Mit diesem Bewusstsein kann Fabian zwischenmenschliche Konfrontationen erleben, die sonst atypisch für seinen Charakter sind.

Doch lässt sich andererseits nicht die passive Haltung Fabians in all seinen Begegnungen verleugnen. Er bleibt auf Distanz, sodass er gleichermaßen als »Beobachter und Mitglied der Gesellschaft«⁵ fungiert.

Doch gerade in dieser Doppelfunktion, schwankend zwischen Teilhabe und Rückzug, wird die Stärke Fabians greifbar: Sein Blick nach außen auf die Menschen wirft auch immerzu einen Blick nach innen — auf Fabian selbst. Nicht nur die Außenwelt, sondern auch die Innenwelt wird durch das Miteinander für die Leserschaft erfahrbar. So stellt sich eine Gleichzeitigkeit ein: Erblickt die Leserschaft das persönliche Schicksal des Protagonisten, erblickt sie im selben Moment das Schicksal einer ganzen Gesellschaft. Denn das Dasein Fabians ist auf das engste an die Gesamtsituation der Weimarer Republik geknüpft:

Immer wieder wird [...] die moralische Handlungsweise in groteske Situationen führen und dadurch die Unvereinbarkeit von Moral und Welt illustrieren. Diese Verwobenheit von Mensch und Umwelt ist ein durchgehendes Strukturgesetz und wird im ganzen Roman aufrechterhalten.⁶

Melancholie, Pessimismus und Tatenlosigkeit Fabians speisen sich aus den ihn umgebenden Zuständen. Sein Haldern und Umherschweifen — seine Existenz als verzweifelte[r] »Zaunsteher des Lebens«⁷ — sind unmittelbare



Jakob Fabian als Flaneur der Zwischenmenschlichkeit in Erich Kästners Roman *Der Gang vor die Hunde*

Auswirkungen der gesamtgesellschaftlichen Krise. Unter diesem Umstand gleicht Fabian einem Objektiv: Mit seiner Weltsicht, seinen Wahrnehmungen, Gedanken und Prognosen fokussiert er immerzu auf den gesellschaftlichen Zustand, auf die Menschlichkeit. Durch Fabian wird ihr Niedergang, ihre Verrohung sichtbar. Schließlich offenbaren die zahlreichen Begegnungen und Situationen beständig eine Diskrepanz zwischen Fabians Wesenszügen und denen der Mehrheitsgesellschaft. Es ist die Reibung mit seiner Umwelt, die Fabian in seiner »Rolle des moralischen Beobachters«⁶ zum Aufzeigen der Verfallserscheinungen befähigt. Auf diese Weise gelingt »in unauffälliger Mosaikform doch ein perspektivenreiches Gesamtbild«.⁹ Dort sichtbar die marode wie desaströse Lage einer Gesellschaft, die allumfassend wirkt und Bestand hat in zwischenmenschlichen Beziehungen. Es ist schlussendlich eine Bestandsaufnahme, die anhand von Fabians Erlebnissen vollzogen wird. »[Z]um Zuschauer bestimmt und geboren«,¹⁰ erblickt er all die gesamtgesellschaftlichen Probleme seiner Zeit — unmittelbar spürbar in der Konfrontation mit seinen Mitmenschen. Irene Moll, der Erfinder, Cornelia Battenberg, die Vermieterin und ihr Untermieter, Fabians Affäre, die verheiratete Frau vom Rummel, das Mädchen im Kaufhaus, der Schuldirektor, die Prostituierten, der Arbeitskollege, der Chef, Labude, seine Familie: Sie alle sind Zeugen einer verkommenen Zeit, die so umfassend von den Problemen aus Politik, Arbeit, Partnerschaft und Freizeit ergriffen ist, dass keine Hoffnung für die Menschlichkeit zu bestehen scheint. Fabian krankt daran: »Ich sehe zu und warte. Ich warte auf den Sieg der Anständigkeit [...]. Aber ich warte darauf, wie ein Ungläubiger auf Wunder.«¹¹

Lediglich er selbst, »der ganze persönliche und soziale Eros Fabians zeigt eine auf der Ebene der Innerlichkeit noch intakte Seelenkultur.«¹²

Was also bleibt? So wie der Flaneur der Großstadt über Architektur, Leuchtreklame, Schnelllebigkeit und Hektik, Wachstum und Entwicklung — kurz: das Große, Bunte, Laute einer Großstadt — zu berichten weiß, ebenso weiß Jakob Fabian über die Gesellschaft, die Menschen, sich selbst zu berichten. Kein Flaneur der Großstadt ist Kästners Protagonist, er ist ein Flaneur der Zwischenmenschlichkeit. Nicht die Vielschichtigkeit der Stadterscheinung gelangt in den Blick, sondern die Vielschichtigkeit menschlicher Beziehungen, die Komplexität menschlichen Daseins — im Kontext der modernen Stadt. Sein Schauplatz sind die menschlichen Interaktionen, das Miteinander der Gesellschaft: Fabian führt die Leserschaft an Orte, an denen sich zwischenmenschliche Abgründe auftun, welche ohne ihn nicht sichtbar würden. So bleibt als Quintessenz Fabians Umherstreifens »der Eindruck einer tiefen Wahrheit über Mensch, Gesellschaft und Leben«.¹³



ein Schauplatz: _____

Wie erreiche ich die *randlos*?

Für Fragen oder Texteingaben erreicht
Ihr uns am besten per Mail unter
randlos.zeitschrift@gmail.com
Oder Ihr schaut auf unserer Instagram-Seite
@randlos.zeitschrift vorbei und schreibt
uns dort.

Wir freuen uns auf Eure Nachrichten!

Literatur- verzeichnis

Das Geschlecht des Kängurus:

- ¹ Marc-Uwe Kling: Die Känguru-Offenbarung. Der Känguru-Chroniken dritter Teil 2009. Berlin: Ullstein Buchverlag 2020, S. 110.
- ² Vgl. Doris Feldmann u. Sabine Schülting: Gender Studies. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 260.
- ³ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 111.
- ⁴ Vgl. Doris Feldmann u. Sabine Schülting: Butler, Judith. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 96.
- ⁵ Vgl. Elisabeth von Thadden: Schnapspralinen fürs Tier. In: Die Zeit 12 (2014).
<https://www.zeit.de/2014/12/uwe-marc-kling-die-offenbarung> (abgerufen am 04.09.20).
- ⁶ Vgl. Thomas Wegmann: Zwischen YouTube, Bühne und Buch: Erzählprosa im Zeitalter ihrer Multimodalität. In: David-Christopher Assmann u. Nicola Menzel (Hrsg.): Textgerede. Interferenzen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Gegenwartsliteratur. Paderborn: Wilhelm Fink 2018 (=Szenen/Schnittstellen 6), S. 329.
- ⁷ Vgl. Roland Borgards: Einleitung: Cultural Animal Studies. In: Roland Borgards (Hrsg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler 2016, S. 2f.; Vgl. Ursula Heise: Ecocriticism/Ökokritik. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 156.
- ⁸ Vgl. von Thadden: Schnapspralinen fürs Tier.
- ⁹ Vgl. Wegmann: Zwischen YouTube, Bühne und Buch: Erzählprosa im Zeitalter ihrer Multimodalität, S.328.
- ¹⁰ Vgl. Marc-Uwe Kling: Die Känguru-Chroniken. Der Känguru-Chroniken erster Teil 2009 . Berlin: Ullstein Buchverlag 2020, S. 152.
- ¹¹ Vgl. von Thadden: Schnapspralinen fürs Tier.
- ¹² Vgl. Wegmann: Zwischen YouTube, Bühne und Buch: Erzählprosa im Zeitalter ihrer Multimodalität, S.328 f.
- ¹³ Vgl. Tobias Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken - didaktische Potenziale für den Literaturunterricht in der Sekundarstufe I. In: Irene Pieper u. Tobias Stark (Hrsg.): Neue Formen des Poetischen. Didaktische Potenziale von Gegenwartsliteratur. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang Edition 2016, S. 39.
- ¹⁴ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 108 f.
- ¹⁵ Ebd., S. 108.
- ¹⁶ Vgl. ebd., S. 108-113.
- ¹⁷ Ebd., S. 112.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Vgl. ebd., S. 17.
- ²⁰ Vgl. Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken S. 43.
- ²¹ Vgl. ebd., S. 42 f.
- ²² Vgl. Marc-Uwe Kling: Das Känguru-Manifest. Der Känguru-Chroniken zweiter Teil 2009. Berlin: Ullstein Buchverlag 2020, S. 54-57.
- ²³ Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 170.
- ²⁴ Vgl. ebd., S. 166 f.; 179.
- ²⁵ Vgl. Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken, S. 44.
- ²⁶ Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 109.
- ²⁷ Vgl. Wegmann: Zwischen YouTube, Bühne und Buch: Erzählprosa im Zeitalter ihrer Multimodalität, S. 329.Vgl
- ²⁸ Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken, S. 39.
- ²⁹ Ebd., S. 37.
- ³⁰ Ebd.
- ³¹ Vgl. ebd., S. 39.
- ³² Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken, S. 39.
- ³³ Ebd., S. 39.
- ³⁴ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 110.
- ³⁵ Ebd.
- ³⁶ Vgl. Feldmann u. Schülting: Gender Studies, S. 260 f.
- ³⁷ Vgl. Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, S. 22 f.
- ³⁸ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 111.
- ³⁹ Ebd.
- ⁴⁰ Feldmann u. Schülting: Gender Studies, S. 261.
- ⁴¹ Vgl. ebd. S. 260 f.
- ⁴² Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 111.
- ⁴³ Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, S. 26.
- ⁴⁴ Vgl. Feldmann u. Schülting: Gender, S. 260.
- ⁴⁵ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 110.
- ⁴⁶ Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 111 f.
- ⁴⁷ Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 113.
- ⁴⁸ Ebd.
- ⁴⁹ Ebd.
- ⁵⁰ Vgl. ebd.
- ⁵¹ Vgl. Stark: Metafiktionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken, S. 39.
- ⁵² Vgl. Kling: Die Känguru-Offenbarung, S. 111.
- ⁵³ Vgl. Feldmann u. Schülting: Butler, Judith, S. 96.

Primärliteratur

Kling, Marc-Uwe: Die Känguru-Chroniken. Der Känguru-Chroniken erster Teil 2009. Berlin: Ullstein Buchverlag 2020.

Kling, Marc-Uwe: Das Känguru-Manifest. Der Känguru-Chroniken zweiter Teil 2009. Berlin: Ullstein Buchverlag 2020.

Kling, Marc-Uwe: Die Känguru-Offenbarung. Der Känguru-Chroniken dritter Teil 2009. Berlin: Ullstein Buchverlag 2020.

Sekundärliteratur

Borgards, Roland: Einleitung: Cultural Animal Studies. In: Roland Borgards (Hrsg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler 2016, S. 1-5.

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter 1991.

Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. 16. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2012 (= Edition Suhrkamp Neue Folge 722).

Feldmann Doris u. Schülting, Sabine: Butler, Judith. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze — Personen — Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 96-97.

Feldmann Doris u. Schülting, Sabine: Genden. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze — Personen — Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 259-260.

Feldmann Doris u. Schülting, Sabine: Gender Studies. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze — Personen — Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 260-263.

Heise, Ursula: Ecocriticism/Ökokritik. In: Ansgar Nünning (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze — Personen — Grundbegriffe. 5. aktual. und erw. Auflage. Stuttgart u. Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 155-157.

Stark, Tobias: Metafikionalität in Marc-Uwe Klings Die Känguru-Chroniken — didaktische Potenziale für den Literaturunterricht in der Sekundarstufe I. In: Irene Pieper u. Tobias Stark (Hrsg.): Neue Formen des Poetischen. Didaktische Potenziale von Gegenwartsliteratur. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang Edition 2016, S. 35-52.

Von Thadden, Elisabeth: Schnapspralinen fürs Tier. In: Die Zeit 12 (2014). <https://www.zeit.de/2014/12/uwe-marc-kling-die-offenbarung> (abgerufen am 04.09.20).

Wegmann, Thomas: Zwischen YouTube, Bühne und Buch: Erzählprosa im Zeitalter ihrer Multimodalität. In: David-Christopher Assmann u. Nicola Menzel (Hrsg.): Textgerede. Interferenzen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Gegenwartsliteratur. Paderborn: Wilhelm Fink 2018 (= Szenen/Schnittstellen 6), S. 321-334.



Töbend wurde er nach dem Tollhause gebracht:

- ¹ Alexander Košenina: Literarische Anthropologie — Die dunkle Macht in uns: »Der Sandmann« als medizinische Fallgeschichte. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«. [E-Book]. Philip Reclam jun. GmbH & Co. KG, Ditzingen 2019, S. 197-210.
- ² Tom Kindt: Narratologie — »Erzählend immer mehr und mehr Farbe heinzutragen?« »Der Sandmann« aus narratologischer Perspektive. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«. [E-Book]. Philip Reclam jun. GmbH & Co. KG, Ditzingen 2019 [E-Book], S. 107.
- ³ Ebd., S. 107.
- ⁴ Vgl. Košenina: Literarische Anthropologie, S. 198.
- ⁵ Ebd., S. 203.
- ⁶ Ebd., S. 207.
- ⁷ E. T. A. Hoffmann: Der Sandmann. Hrsg. v. Rudolf Druх. Reclams Universal-Bibliothek, Stuttgart 2016, S. 18. Im Folgenden zitiert mit der Sigle HS direkt im Text.
- ⁸ Vgl. die Bezeichnung des Erzählers als »Zeitzeuge« von Kindt: Narratologie, S. 108.
- ⁹ Vgl. ebd. S. 110.
- ¹⁰ Košenina: Literarische Anthropologie. S. 207.

Primärliteratur

Hoffmann, E. T. A.: Der Sandmann. Hrsg. v. Rudolf Druх. Reclams Universal-Bibliothek, Stuttgart 2016.

Sekundärliteratur

Kindt, Tom: Narratologie — »Erzählend immer mehr und mehr Farbe heinzutragen?« »Der Sandmann« aus narratologischer Perspektive. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«. E-Book. Philip Reclam jun. GmbH & Co. KG, Ditzingen 2019 E-Book, S. 100-113.

Košenina, Alexander: Literarische Anthropologie — Die dunkle Macht in uns: »Der Sandmann« als medizinische Fallgeschichte. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«. E-Book. Philip Reclam jun. GmbH & Co. KG, Ditzingen 2019, S. 196-210.

Die Gesellschaft ein Schauplatz:

- ¹ Vgl. Michael Opitz: Flaneur. In: Dieter Burdorf, Christoph Fasbender, Burkhard Moennighoff (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. überarb. Aufl. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2007, S. 244.
- ² Anna-Lena Scholz: »Es gibt nichts Gutes/außer: Man tut es.« Gedanken zu Erich Kästner und seinem Roman Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. In: Kritische Ausgabe 11 (2004), S. 28.
- ³ Egon Schwarz: Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. Fabians Schneckenweg im Kreise. In: Interpretationen. Romane des 20. Jahrhunderts. Band 1. Nachdruck von 1993. Stuttgart: Reclam 1997, S. 239.
- ⁴ Erich Kästner: Der Gang vor die Hunde. Roman. Hrsg. v. Sven Hamschek. Ungekürzte Taschenbuchausgabe. 3. Aufl. Zürich: Atrium 2017, S. 16.
- ⁵ Melanie Möllenberg: Eine ausweglose Krise? Gesellschafts- und Zeitkritik in Erich Kästners Roman »Fabian«. In: Bernhard Meier (Hrsg.): Erich Kästner Jahrbuch. Band 5. Kästner-Debatte. Kritische Positionen zu einem kontroversen Autor. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 131.
- ⁶ Schwarz: Erich Kästner, S. 238.
- ⁷ Ebd. S. 253.
- ⁸ Möllenberg: Eine ausweglose Krise?, S. 126.
- ⁹ Schwarz: Erich Kästner, S. 240.
- ¹⁰ Kästner: Der Gang vor die Hunde, S. 229.
- ¹¹ Ebd. S. 93.
- ¹² Schwarz: Erich Kästner, S. 255.
- ¹³ Scholz: »Es gibt nichts Gutes/außer: Man tut es.«, S. 28.

Primärliteratur

Kästner, Erich: Der Gang vor die Hunde. Roman. Hrsg. v. Sven Hamschek. Ungekürzte Taschenbuchausgabe. 3. Aufl. Zürich: Atrium 2017.

Sekundärliteratur

Möllenberg, Melanie: Eine ausweglose Krise? Gesellschafts- und Zeitkritik in Erich Kästners Roman »Fabian«. In: Bernhard Meier (Hrsg.): Erich Kästner Jahrbuch. Band 5. Kästner-Debatte. Kritische Positionen zu einem kontroversen Autor. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 103-133.

Opitz, Michael: Flaneur. In: Dieter Burdorf, Christoph Fasbender, Burkhard Moennighoff (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. überarb. Aufl. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2007, S. 244.

Scholz, Anna-Lena: »Es gibt nichts Gutes/außer: Man tut es.« Gedanken zu Erich Kästner und seinem Roman Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. In: Kritische Ausgabe 11 (2004), S. 25-28.

Schwarz, Egon: Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. Fabians Schneckenweg im Kreise. In: Interpretationen. Romane des 20. Jahrhunderts. Band 1. Nachdruck von 1993. Stuttgart: Reclam 1997, S. 236-258.

randlos

Literaturmagazin

Impressum

Ein Projekt des Masterstudiengangs
Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
an der Leibniz Universität Hannover

Redaktion:

Alicia Lippke

Björn Böttcher

Lina Rohn

Luisa Köncke

Mareike Wienecke

Melanie Dick

Melanie Thiele

Viktoria Koenigs

Layout & Satz:

Lisann Rosanowitsch

Illustration:

Lisann Rosanowitsch

Kontakt:

randlos.zeitschrift@gmail.com
@randlos.zeitschrift

Neuere Deutsche
Literaturwissenschaft

La Fin.

